Feuerbach

Gedanken und Thatsachen.

Ein Beitrag zur Verständigung

über

die wichtigsten Bedingungen des Menschenwohles.

Von

Friedrich Feuerbach.

Rathe nicht das Angenehmste, sondern das Beste.
Solon.

Hamburg.
Otto Meißner.
1862.

Inhalt.

Seite

Einleitung 1
Menschenliebe 3
Die Sittenlehre 5
Die Hauptquellen menschlichen Elendes 12
Ueber Perfectibilität 13
Ueber Erziehung 15
Erkenne dich selbst 21
Geist und Natur 25
Die christliche Moral 29
Der Reiche im Evangelium 33
Der Spiritualismus des Christenthums 34
Himmel und Hölle im Herzen der Menschen 35
Einfluß der Lehre vom Himmel auf unser irdisches Wohl 42
Die sittliche Bedeutung der Geschichte 44
Der Christ und der Mann von Weltbildung 47
Sitte und Lebensart 49
Die Sprache 51
Arm und Reich 57
Volk und Regierung 59
Der Regierungen beste Stütze 62
Die Theologie 70
Ueber Vorsehung und unmittelbares Eingreifen eines höchsten geistigen Wesens in das Menschenleben 73
Anmerkungen und Zusätze 99

Einleitung.

Daß nicht Alles, was der Mensch wünscht, darum auch wahr und wirklich ist, das versteht sich von selbst; daß ein geliebter Gegenstand nicht nothwendig die Eigenschaften wirklich besitzt, die vom liebenden Gemüthe ihm beigelegt werden, das müssen wir, leider! im Leben oft genug erfahren, daß auch die Liebe, obwohl sie im Besitze des geliebten Gegenstandes Heil und Seligkeit sucht, den Liebenden dennoch sehr unglücklich machen kann, das gehört ebenfalls zu den gewöhnlichen Vorkommnissen unseres irdischen Lebens.

Das hiemit Gesagte mag genügen, den Leser dieser Zeilen auf das vorzubereiten, was in den nachfolgenden Blättern von der in der Christenheit ausgebildeten Gottesvorstellung, von ihrer Haltbarkeit im Angesichte gewisser Thatsachen, und von ihrer Bedeutung für die menschlichen Geschicke ausgesagt wird.

Nicht auf Hoffnungen, Wünsche, dunkele Ahnungen und Träume, sondern möglichst nur auf unzweifelhafte Erkenntnisse glaubte ich bei der Feststellung der wichtigsten menschlichen Heilsbedingungen fußen zu dürfen.

Die Endabsicht gegenwärtiger Schrift ist übrigens nicht, eine Art von Gefängniß für alles menschliche Fühlen, Denken und Dichten aufzubauen, nein! ich wollte nur einen festen Boden für dasselbe herstellen und gewinnen, einen heimathlichen Boden, den man wohl zu Zeiten verlassen mag, um

beliebige Streifzüge in die Nähe und Ferne zu machen; dem aber Keiner wohl, ohne Gefahr, ganz sich entfremden dürfte.

Vernünftige Selbstbeschränkung ist stets zugleich eine Art Selbstbefreiung, ist eben der beste Weg zur Freiheit, wie sie nämlich für Menschen möglich und wünschenswerth ist. Zügellosigkeit ist gerade der kürzeste Weg zur Unfreiheit, zur inneren und äußeren Knechtschaft.

Man hört häufig Denen, welche sich und Andere über die wahren Bedingungen des irdischen Menschenwohles aufzuklären suchen, die Einwendung machen: „Ei was! die Erde ist ein Jammerthal, sie ist nicht gemacht, darauf glücklich zu sein. Seht ihr nicht den düstern Trauerflor, der alles Irdische umhüllt? Es ist eine Thorheit, das irdische Glück und Wohlsein als Ziel der Menschheit aufzustellen.“

Darauf läßt sich aber erwiedern: Eben weil die Menschheit selbst auf der höchsten Stufe der Ausbildung, die nur für sie denkbar ist, immerhin genug Uebeln allezeit ausgesetzt sein wird; eben weil durch die Leidenschaften, namentlich durch den Ehrgeiz, die Herrsch- und Habsucht Einzelner von Zeit zu Zeit der Frieden und die Ordnung der menschlichen Zustände stets hier oder da gestört, oder doch bedroht sein wird, eben weil überdieß noch Krankheiten, Seuchen, Theuerungen, Verheerungen, durch elementarische Ereignisse, wie Erdbeben u. dergl. herbeigeführt, des Elends und Jammers genug allezeit über die Menschheit bringen werden, ist es ein desto größeres Bedürfniß für sie, die Erleichterung, Erheiterung, Verbesserung und Verschönerung des irdischen Lebens sich zur höchsten Aufgabe zu machen.

In einer Welt, wo nichts zu wünschen übrig wäre, gäb' es überhaupt gar kein Bedürfniß für ihre Bewohner, also auch

keines, sich ein gemeinschaftliches Ziel zu stecken, und ein Beitrag zur Verständigung darüber wäre in einer solchen Welt freilich ein sehr überflüssiges Ding, so überflüssig, als eine brennende Kerze in einem sonnenhellen Raume.

Menschenliebe.

Sollte unter Menschenliebe eine persönliche und gemüthliche Zuneigung zu allen Menschen zu verstehen sein, so kann man Niemand dazu verpflichten; persönliche Zuneigung läßt sich überhaupt nicht gebieten, auch kann sie immer nur auf Wenige sich beziehen.

Menschenliebe, vernünftig aufgefaßt, so aufgefaßt, wie man sie allerdings Jedem zur Pflicht machen kann, heißt so viel als: Anerkennung der allgemeinen Menschenrechte eines Jeden, sowie Anerkennung des Anspruchs eines Jeden an mich, ihn nach Verhältniß meiner Kräfte und Mittel in Allem, was landesgesetzlich erlaubt, zu fördern. Wer immer mit solchem Anspruch der Andern an ihn vollkommen einverstanden, von dem Wunsche beseelt, durch seine Kenntnisse der Welt sich nützlich zu machen, etwa ausschließend den Wissenschaften, sei es auch in der tiefsten Zurückgezogenheit, sich widmet, der verdient den Namen eines Menschenfreundes so gut, als derjenige, dessen Thätigkeit im großartigsten öffentlichen Wirkungskreise, eben jenen Wunsch zum Haupthebel und Hauptbeweggrund all' seines Strebens hat. Es kommt vor Allem darauf an, daß der Einzelne nicht allein für sich, sondern auch für Andere denkt und arbeitet; es kommt weniger darauf an, daß er *unter* den Menschen, als vielmehr daß er *für* sie lebt.

Menschenliebe in dem eben ausgesprochenen Sinne gehört unbestreitbar zu den Heilsbedingungen der Menschheit; besteht sie aber in der gegenseitigen Mitwirkung bei dem Streben nach

Glück und Wohlsein, und besteht dieß Glück und Wohlsein vor Allem, — wie es ebenfalls nicht zu läugnen ist, in der Befriedigung der von Natur uns angeborenen Triebe, sowie in der Ausbildung unserer natürlichen Kräfte und Anlagen: aus welcher Ansicht von der menschlichen Natur wird sich die Menschenliebe in unserem Sinne am besten entwickeln? auf welchem Boden wird sie am besten gedeihen?

Der ihr zuträglichste Boden wird offenbar nicht der Glaube sein, daß die menschliche Natur durch und durch verderbt und nichtswürdig ist, sondern vielmehr die Ansicht, derzufolge wir dieselbe als die im Wesentlichen und Allgemeinen anzuerkennende Grundlage und Grundbedingung all' unseres Seins, Fühlens, Denkens und Strebens betrachten, sie als eine berechtigte, legitime Macht gelten lassen.

Der Glaube, daß unsere Natur einer wesentlichen Umwandelung, einer künstlichen Versetzung und Einpfropfung in ein übermenschliches Wesen, eines, sozusagen, völligen Umsturzes und Abfalles von sich selbst bedürftig sei, mag ächtchristlich sein, aber natur- und menschenfreundlich ist sie gewiß in geringerem Grade, als die diesem Glauben entgegengesetzte, eben ausgesprochene Ansicht.

Die Menschenliebe muß, soll sie eine gesunde, in der That heilsame Liebe sein, auf der Ueberzeugung sich gründen, daß dem Streben der menschlichen Natur nach ihrer Befriedigung, Ausbildung und Reife im Allgemeinen und Wesentlichen zu willfahren ist, sowie daß unser irdisches Leben an und für sich selbst seinen wohl berechtigten Zweck hat.

Selbst krankhaft, aus krankhaften Gemüthszuständen zum Theile wenigstens hervorgegangen und solche jedenfalls begünstigend, ist die Ansicht, daß unser ganzes Wesen durchteufelt, verkehrt und krankhaft sei, und, soll es dem Verderben entgehen, sobald als möglich, durch das Bad der Taufe von

Grund aus geheilt werden müsse. Die ursprüngliche Krankhaftigkeit unserer Natur auch angenommen: wie bewährt sich denn das Heilmittel, das dafür helfen soll? Wenn wir die Augen aufmachen und uns umsehen nach den sittlichen Wirkungen der Taufe und der ganzen christlichen Heilsordnung: ist denn ein nennenswerther Unterschied hinsichtlich der sittlichen Zustände in der Christenheit und in der nichtchristlichen Welt, unter Juden und Heiden zu bemerken?

Die Sittenlehre.

Eine vernünftige Sittenlehre darf nichts wollen, als die Regelung, die Leitung deines natürlichen Glückseligkeitstriebes, auf eine Weise, daß er nicht auf Irrwege gerathe, die dein eigen Wohl, wie das der Gesellschaft bedrohen möchten. Nicht Knechtung und Unterdrückung ist ihre Absicht; nein! sie will dich nur von der Knechtschaft zügelloser, verderblicher Leidenschaft befreien, will dich geschickt machen, mit möglichster Sicherheit und Freiheit dich in der Welt zu bewegen; sie gestattet dir wohl nicht die Befriedigung jedes einzelnen Gelüstens, aber nur aus Rücksicht auf die Befriedigung und Ausbildung deines ganzen Wesens, aus Rücksicht auf dein dauerndes Lebensglück. Ihr stetes Augenmerk ist: das, Leib und Geist in sich fassende Ganze deines Wesens, ist dein ganzes Leben, damit jeder Altersstufe Rechnung getragen werde; denn selbst das Greisenalter, das einer wohldurchlebten Vergangenheit folgt, hat seine eigenthümlichen Freuden und Genüsse, die vom Mann und vom Jünglinge berücksichtigt zu werden verdienen.

„Dauerndes Lebensglück" — dieser Ausdruck will wohl erwogen sein, schließt viel in sich; solches zu erreichen, genügen nicht Fleiß, Geschicklichkeit und die Gunst der äußeren Um-

stände. Wenigstens nach dem natürlichen und ordentlichen Gange der Dinge darf nur Derjenige auf ein dauerndes Lebensglück hoffen, der bei seinem Streben „nach einem glücklichen, goldenen Ziele“ die Bahn der Rechtschaffenheit nie verläßt, der seiner Menschlichkeit und des Pflichtverbandes stets eingedenk ist, das die Natur selbst um alle Menschen, als die Glieder Einer Familie, geschlungen hat. [1])

Es ist eine unbestreitbare Wahrheit, die weiter keines Beweises bedarf, daß, je ungetheilter eine Kraft wirken kann, sie desto mehr leisten muß. Wem also der Zweck der Sittenlehre, Besserung der Menschen, Besserung vor Allem ihrer Gesinnung und ihres Benehmens gegen einander, und somit selbstverständlich auch Besserung ihrer irdischen Zustände am Herzen liegt, dem muß natürlich daran liegen, daß ihre Kraft nicht zersplittert werde durch die doppelte, gleichzeitige Rücksicht auf ein göttliches Wesen und auf die Menschenwelt, auf das irdische und auf ein jenseitiges Leben, daß vielmehr alle menschliche Kraft auf jenen oben genannten Zweck ungetheilt hingerichtet werde. Angenommen, daß wir auf ein göttliches Wesen und auf ein jenseitiges, besseres Leben Rücksicht zu nehmen haben, so folgt daraus von selbst, daß mehr Rücksicht auf das göttliche Wesen, das unendlich erhaben über die Menschlichkeit sein soll, als auf diese, und mehr Rücksicht auf das Ziel des jenseitigen Lebens, das unendlich erhaben über alle auf irdisches Glück sich beziehende Zwecke sein soll, als auf das irdische Leben genommen werden müsse. Durch den Vergleich mit Gott und Jenseits müssen die Menschen, muß das irdische Dasein bedeutend an Werth, an Achtung und Beachtung verlieren.

La vida es sueño, das Leben ist ein Traum, so lautet der Titel eines der berühmtesten Schauspiele des spanischen,

gut katholischen Dichters Calderon, der auch viele, noch heute hochgeschätzte geistliche Gedichte verfertigt hat. So ist es in der That. Für den Christen ist dies Leben nur ein Traum; das Jenseits ist ihm in seinen Augen das wahre Leben; für den Christen verhält sich das Diesseits zum Jenseits, wie der Schatten zum Körper.

Man kann weder der katholischen noch protestantischen Kirche den Vorwurf machen, daß sie etwa die gegenseitigen Pflichten der Menschen in Kanzelvorträgen und sonst ihren Gemeinden einzuschärfen versäume, aber diese Einschärfung muß sich nothwendig dadurch bedeutend abstumpfen, daß denn doch in Beiden der Gottesdienst, der Herrendienst eigentlich der Angelpunkt ist, um den sich Alles dreht. Zudem hört man in Beiden viel von der Gnade Gottes sprechen, von der Alles abhängen soll, und es verlautet in ihnen kein Hilfgebet, das sich nicht an die Gnade des Himmels wende. Das Gemüth aber, das diese Vorstellung von Gottes Gnade einmal in sich aufgenommen hat, überredet sich von selbst gar leicht, daß von ihr jedenfalls mehr, als vom Werth oder Unwerth der Gesinnungen und Handlungen, irdisches Glück und ewige Seligkeit abhänge. Und so kommt es, daß dem Christen die Pflichtenlehre, als ein ziemlich unwesentliches Anhängsel des äußeren und inneren Gottesdienstes, mit Einem Worte, der Religion erscheinen muß.

Die göttliche Gnade, auch wenn sie noch so schwach im Religionsunterrichte betont wird, ist es, die selbst der besten Pflichtenlehre, welche man mit ihm verbindet, der Natur der Sache nach, allen Saft und alles Mark aussaugen wird und aussaugen muß.

Sprecht von der göttlichen Gnade, in welcher Art Ihr wollt! Ihr könnt es nimmermehr verhindern, daß sie dem

menschlichen Gemüthe wie ein Glückshafen erscheine, daraus der Schlechteste so gut als der Beste ein glückliches Loos zu ziehen hoffen darf.

Ein der Volksbildung und Sittlichkeit wahrhaft günstiger Glauben kann nur der sein, welcher das Schicksal der Menschen nicht von der Gnade oder Ungnade eines Gottes abhängig macht, sondern dasselbe in ihre eigenen Hände legt, ein Glaube, der ihnen beständig zuruft: Nicht, wie Gott will, so geht's in der Menschenwelt, sondern: Wie Ihr's treibt, so geht's. Wenigstens nach dem ordentlichen Laufe der Dinge werdet Ihr eben ernten, was Ihr im Guten oder Bösen gesäet habt. Seid Ihr zuchtlos in Eueren Sitten, gedankenlos in Eueren Handlungen und Unternehmungen, rücksichtslos gegen einander, ohne Fleiß und Betriebsamkeit; so wird es Euch schlecht ergehen. Haltet Ihr Euch selbst in Zucht und Ordnung, seid Ihr fleißig, sorgsam, vorsichtig, und gegen einander verträglich und dienstfertig, so wird es Euch gut gehen; werdet Ihr gleichwohl von einem und andern Uebel oder Leiden heimgesucht, so wird solchem jedenfalls der Stachel um Vieles abgestumpft werden durch das Zeugniß, das Ihr Euch geben könnt, Euere Schuldigkeit gethan zu haben, also auch der Theilnahme und Hilfe von Seiten Anderer würdig zu sein. Darum: Nicht, wie Gott will, so geht's, sondern wie Ihr's treibt, so geht's.

Daß es uns wohl ergehe auf Erden, das sei unser einziges und unser gemeinsames Ziel.

Beschränkt Euch auf das Menschliche und Irdische! Holt nur aus diesem Kreise die Beweggründe für Euere Handlungen her; setzt nur auf diesen Boden das Ziel Euerer Bestrebungen! Beurtheilt alle Vorgänge in der Menschenwelt nur vom Gesichtspunkte des Wohles und Wehes, das für die Menschen auf Erden daraus erwachsen mag!

Wer solchen Zuruf an die Menschheit ergehen läßt, der behauptet weder, noch läugnet er damit die Wirklichkeit der Gegenstände selbst, um welche die religiösen Gefühle sich bewegen, er will weiter nichts, als die Menschheit durch einen festen Damm gesichert sehen gegen das verheerende Ueberfluthen jener Gefühle in die staatlichen und bürgerlichen Verhältnisse. Er macht den Menschen nicht etwa den Unglauben an Gott und Unsterblichkeit zur Pflicht; er hält es aber allerdings für seine Pflicht, jene Gefühle, wo sie schlummern, schlummern zu lassen, weil aus ihrem Mutterschoße unverhältnißmäßig mehr Schlimmes als Gutes hervorgegangen ist und noch hervorgeht.

Freiheit ist ein Wort, das dem Gemüthe allerdings ansprechender lautet, als Schranke; es giebt für das Gemüth kein Glück ohne Freiheit; auch mag ihm das zugestanden sein, wenn es nur eben keine unbedingte und schrankenlose Freiheit beansprucht. Schranke und Grenze sind nicht etwa nur von zwingherrlicher Laune der Menschheit aufgedrungene Erfindungen; sie machen sich vielmehr allenthalben geltend, in der Körperwelt, wie in allen geistigen Gebieten.

Ohne Grenze gäbe es keinen Körper, und nur dadurch kann die ungeheuere Menge von Weltkörpern in Eintracht mit einander bestehen, daß sie alle in festbestimmten Bahnen sich bewegen; ohne Grenze gäbe es keine Gestalt, keine Form, keine Schönheit, folglich keine Kunst. Was wäre denn die Baukunst, die Bildhauerkunst, die Malerei ohne Ebenmaß, ohne Linie und Umrisse? was wäre die Dichtkunst, wenn sie gänzlich ohne Plan und Ziel in's Blaue hinausschweifte? was die Tonkunst ohne Zeitmaß? Ohne Grenze gäb' es auch keine Wissenschaft; denn das Hauptgeschäft jeder Wissenschaft ist, die verschiedenen in ihr Gebiet einschlagenden Gegenstände und Begriffe nach ihren eigenthümlichen Merkmalen von einander auszuscheiden. Ohne Grenze gäb' es kein Eigenthum, kein Recht, keine Ge-

setze, keinen Staat, kein Vaterland, keine Gesinnung, keinen Charakter, keine Freundschaft und Liebe; denn die innigste, persönliche Liebe wird immer, soll sie nicht gar bald sich verflüchtigen, nur auf Einen Gegenstand, oder doch nur auf eine sehr kleine Anzahl von Personen sich beschränken.

Laßt alle Grenze schwinden, so sinkt die Natur in das alte Chaos zurück, oder vielmehr in das Nichts, so löst sich die Menschenwelt in gänzliche Willkürherrschaft auf, in einen Zustand, wo Niemand für seine persönliche Freiheit, Niemand für den freien, ungestörten Genuß seines Besitzes irgend eine sichere Gewährleistung hat.

Diese Wahrheit soll stets unserem Geiste vorschweben und uns mit dem Gedanken versöhnen, daß, wenn wir frei und glücklich sein wollen, wir es immer nur in gewissen Grenzen sein können.

Daß hie und da auch unwesentliche, unnatürliche Schranken und Grenzen sich geltend machen, und daß ihre Beseitigung zu wünschen ist, soll hiermit durchaus nicht in Abrede gestellt werden.

Aus allem bisher Gesagten erhellt recht deutlich, daß die Sitten- oder Pflichtenlehre keineswegs ein Hirngespinnst, sondern daß sie hervorgeht aus dem allgemeinen Weltgesetze, demzufolge nichts in der Welt ohne Grenze bestehen kann. Für's Zweite sehen wir daraus, daß sie ihre selbstständige, von aller Beziehung auf Göttliches und Himmlisches unabhängige Bedeutung und Wahrheit hat.

Lächerlich ist die Furcht, ohne die Stütze der sogenannten positiven Religionen möchte keine Sittlichkeit bestehen können. Allerdings kommt es häufig vor, daß, wenn die positive Religion, in der Einer geboren worden, ihm unhaltbar zu erscheinen anfängt, derselbe auch die Wahrheit der an sie angeknüpften Sittenlehre zu bezweifeln sich versucht fühlt. Was folgt aber

daraus? Nichts weiter, als daß man, statt dieselbe auf dem von Zweifeln so sehr bedrohten und unterwühlten Boden der positiven Religionen aufzupflanzen, sie den Menschen vielmehr darstellen soll als ein aus der Natur der Dinge selbst hervorgehendes, uns gewissermaßen angeborenes Gesetz, als eine Naturnothwendigkeit, die auch der größte Denker nicht läugnen kann, und die auch dem einfältigsten Bauer begreiflich und einleuchtend zu machen ist.

Unstatthaft und verwerflich ist gänzliche Schrankenlosigkeit im Gebiete des menschlichen Lebens; aber eben so verwerflich ist alles kleinliche Abzirkeln, sowie alle Tyrannei, welche die Beschränkung, statt nur als Mittel zur Freiheit des Ganzen, selbst als Zweck geltend machen will. Wer es mit Menschen zu thun hat, darf auch nie vergessen, daß er es nicht mit einem todten Stoffe, nicht mit leblosen Klötzen, sondern mit lebenden, fühlenden und denkenden Wesen zu thun hat, die zwar irren und fehlen können, die aber auch die Fähigkeit haben, wann sie zum Bewußtsein ihrer Fehler und Irrthümer gekommen sind, solche selbst wieder zu berichtigen und gut zu machen, und daß rücksichtsloser Zwang, ein ewiges Herrschen und Hofmeistern auf die Ausübung jener Fähigkeit viel mehr hinderlich als förderlich einwirken. Vergessen darf man ferner nie, daß so viel Gemeinschaftliches die Menschen haben, Jedem von ihnen doch irgend eine Besonderheit eigen, daß Jedem, selbst dem Fähigsten und Bildsamsten, von Natur ein gewisser Kreis vorgeschrieben ist, den er nun einmal schlechterdings nicht überschreiten kann, daß endlich die sogenannten Fehler und Tugenden eines Menschen meistens so innig mit einander verwachsen sind, und so sehr einander bedingen, daß erstere nicht auszurotten wären, ohne daß die letzteren zugleich sammt der Wurzel ausgerissen würden.

Manche sind in ihrem Benehmen und Handeln sehr un-

gleich, weil sehr abhängig von ihren unwillkürlichen, meistens durch körperliche Zustände hervorgerufenen Gemüthsstimmungen. Solche sind nach dem, was sie im Ganzen sind und leisten, zu beurtheilen und zu behandeln. Güte und Werth eines Feldes bestimmt man nicht nach dem Ertrage Eines Jahres, sondern — bon an mal an — nach seiner durchschnittlichen Ergiebigkeit. Es ist nur billig, einen ähnlichen Maßstab auch bei den Menschen anzulegen.

Die Hauptquellen menschlichen Elendes.

Nicht Irreligiosität, nicht der Unglauben an die Glaubenssatzungen der religiösen Gemeinschaften, in denen die Menschen zufällig geboren sind, nein! Lieblosigkeit und Unverstand sind die zwei Hauptquellen alles Unheiles auf der Welt; durch sie werden die natürlichen, unvermeidlichen Uebel meist erst bis zum Unerträglichen gesteigert; sie sind es, welche dem Unglück den bittersten Geschmack, den tödtlich verwundenden Stachel verleihen; sie sind es, durch welche nicht selten die Fehler der Menschen ganz unverbesserlich gemacht, die daraus entstehenden Folgen bis in's Rettungslose verschlimmert werden.

Wo ein Unglück eingetreten ist, oder wo es um den verhängnißvollen Fehltritt eines Menschen sich handelt, da denkt Liebe, mit Verstand gepaart, nur daran, zu retten, was noch zu retten ist, das Geschehene gut zu machen, den Gefallenen wieder aufzurichten: ein Verfahren, wodurch ein Unglück gar oft sogar in ein Glück sich verwandeln läßt, ein bedeutender Fehltritt der erste Schritt und Anstoß zu entschiedener Besserung werden kann. Lieblosigkeit und Unverstand hingegen beschränken sich in solchem Falle einzig darauf, ihre Wuth an den wahren oder vermeintlichen Urhebern des Geschehenen auszulassen; darüber

werden die etwa noch zu Gebote stehenden, rettenden Maßregeln versäumt, und nichts wird dabei bezweckt, als der Haß und Fluch der Gemißhandelten.

Nur aus der Vermählung der Liebe mit dem Verstande kann die Welterlösung hervorgehen, die Erlösung nämlich von denjenigen Uebeln, von denen die Menschheit überhaupt erlöst werden kann; und nicht in der Person eines einzelnen Menschen oder eines Gottes kann diese Erlösung in die Welt treten, und nicht im Zeitraum eines Menschenalters kann sie vollbracht werden. Die Vollbringung des Erlösungswerkes ist eine Aufgabe für die ganze Menschheit, und nicht nur für dieses Geschlecht, sondern für alle kommenden Geschlechter. Beruhigend und erhebend genug ist es für den Einzelnen, wenn er sich sagen kann, daß er bei der Lösung dieser großen Aufgabe nach Kräften sich betheiligt hat.

Der Glaube, daß die Erlösung ein Geschehenes, eine ein für allemal abgemachte Sache sei, dürfte wohl eher den Stillstand, als den Fortschritt der Menschheit begünstigen. Ueberdieß, wenn wir betrachten, wie die Welt zur Zeit noch bestellt ist, so ist diese Betrachtung eben nicht geeignet, uns für den Glauben zu gewinnen, daß die Erlösung etwas bereits Vollendetes sei. Wir wollen sie uns darum vielmehr vorstellen als einen im Werden begriffenen Bau, zu dem ein Jeder beizutragen berufen ist, und zwar vor Allem durch sein sittliches Verhalten in dem größern oder kleinern Lebens- und Wirkungskreis, in dem er sich eben befindet.

Ueber Perfectibilität.

Die Vervollkommnungsfähigkeit der Menschen bis in das Unendliche, und in dem Sinne, daß darunter eine wesentliche

Verbesserung ihrer Natur verstanden sein soll, wäre ein großer Irrthum, aber ihre Vervollkommnungsfähigkeit bis zu einem gewissen, freilich nicht genau bestimmbaren Grade, innerhalb dem Kreise der Kräfte und Anlagen, die schon der gegenwärtigen Menschheit innewohnen, anzunehmen, ist eine Annahme, wogegen sich durchaus keine Einwendung vernünftigerweise erheben läßt. Deßgleichen ist es wohl denkbar und selbst wahrscheinlich, daß in Zukunft einmal der verständigen, gesitteten und glücklichen Menschen eine viel größere Anzahl, als gegenwärtig auf Erden sich befinden werde.

Die Geschichte und die alltägliche Erfahrung liefern uns Beispiele von so glücklich begabten Menschen, daß, trotz den ungünstigsten Verhältnissen, in denen sie geboren worden, und in denen sie ihre Jugend oder einen Theil ihrer Jugend zubringen mußten, ihr unverwüstlich guter Kern siegreich durchdrang. Den Gegensatz zu ihnen bilden so entschieden bösartige und unglücklich organisirte Naturen — moralische Mißgeburten könnte man sie nennen — daß sie aller, auch noch so sorgsamen Erziehung spottend, unaufhaltsam dem Bösen und Schlechten verfallen scheinen. Beide Arten von Naturen gehören jedoch zu den Seltenheiten. Die Mehrzahl der Menschen bildet der zwischen beiden Gegensätzen sich haltende Mittelschlag, für die guten oder schlimmen auf ihn einwirkenden Einflüsse gleicherweise empfänglich. Die Ausbildung desselben, sein Heil oder Unheil hängt ab von den ihn zunächst umgebenden Beispielen, und von der guten oder schlechten Erziehung, die ihm zu Theil ward.

Je mehr Menschen eine vernünftige Erziehung genießen, desto kräftiger wird die Vervollkommnungsfähigkeit der Menschheit, so wie wir sie nämlich verstehen, sich geltend machen.

Ueber Erziehung.

Drei Lehren sind der Jugend besonders einzuprägen: Die erste ist: Aeußere Umstände und Verhältnisse sind wohl nicht ohne Einfluß auf dein Schicksal; doch ist dieses vor Allem von dir selbst abhängig, von deiner Betriebsamkeit, von deiner Vorsicht und Umsicht, von deinem Benehmen gegen Andere; auf dir selbst ruht der größte Theil der Verantwortlichkeit für deine Zukunft.

Die zweite: Unsittliches Denken und Thun, selbst im Geheimen gepflogen und geübt, kann zwar auf einige Zeit, doch nimmermehr auf die Länge vor der Welt verborgen bleiben; es verräth sich ihr durch die daraus entstehenden Folgen; denn es untergräbt die Gesundheit, zerstört die Jugendblüthe; es benimmt deinem Wesen das äußere Gepräge jugendlicher Unbefangenheit und Heiterkeit; die geheime Sünde ist stets von gewissen äußeren, früher oder später sich kundgebenden Kennzeichen begleitet, ähnlich den Erdaufwürfen, durch die sich das unterirdische Wühlen des Maulwurfs verräth. Bedenke aber, daß außer deinen Kenntnissen, Fertigkeiten und Leistungen, in Beziehung auf dein Fortkommen in der Welt, auch der Eindruck von Wichtigkeit ist, den dein ganzes persönliches Wesen, wie es sich äußerlich darstellt, auf Andere macht. Je mehr Sicherheit, Offenheit, Selbstachtung in deinem ganzen Benehmen sich ausspricht, desto empfehlender für dich.

Die dritte: Auf dir ruht auch ein Theil der Verantwortlichkeit für das Wohl der ganzen menschlichen Gesellschaft; denn dieselbe kann, je nach der Art, wie du deine Zeit und deine Kräfte verwendest, gewinnen und verlieren; desgleichen das gute Beispiel, das du gibst, kann nicht nur auf Solche, mit denen du es unmittelbar zu thun hast, sondern auch auf Solche, welche dich aus der Ferne beobachten, vom wohlthätigsten Einfluß sein. Für Jeden, der den Namen eines Menschen verdient,

ist das Bewußtsein dieser Verantwortlichkeit keine erdrückende Last, es ist vielmehr von erhebender Wirkung; denn es ertheilt Jedem, wer er auch sei, einen Beruf, eine Bedeutung, welche dem nur für seine persönlichen Zwecke Lebenden abgeht; es bringt ihn in eine gewisse Gemeinschaft mit Allen, die von der Menschheit als ihre Wohlthäter gefeiert werden, und weihet ihn zum Mitarbeiter am großen Baue des Tempels menschlicher Glückseligkeit.

Sollen übrigens diese und ähnliche Lehren ihre volle, unzersplitterte Kraft entwickeln und ausüben, so müssen sie ohne alle Beimischung überirdischer, himmlischer Zuthaten mitgetheilt werden. So wenig die unverdorbene, blühende Jugend der Schminke bedarf, so wenig bedürfen dergleichen von selbst einleuchtende, ewig junge Wahrheiten, um sich Eingang in die Herzen zu verschaffen, eines künstlichen, übernatürlichen Aufputzes; so wenig ein kräftiger Jüngling einer Krücke bedarf, so wenig brauchen solche Lehren auf irgend welche religiöse Glaubenssätze gestützt zu werden.

Das Ziel, welches der Jugend vorzustecken ist, darf ihr nicht allzu fern gerückt, es muß hier auf Erden aufgepflanzt werden, und in möglichst bestimmten, deutlichen, klaren Umrissen sich ihr darstellen. Schiebt ihr der natürlichen Pflichtenlehre irgend welche religiöse Beweggründe unter, so wird jenes Ziel von selbst in eine jenseitige Welt, in eine nebelhafte Ferne verschoben, von wo aus dasselbe nur noch einen sehr abgeschwächten Eindruck auf jugendliche Gemüther, bei deren so äußerst reizbaren Empfänglichkeit für alle gegenwärtigen und nächsten Einflüsse, machen kann.

Himmel und Hölle werden in der Christenheit bei der Erziehung der Jugend in Bewegung gesetzt und aufgeboten, um sie zum Guten anzutreiben und vom Bösen abzuschrecken.

Die himmlischen Seligkeiten aber und die Qualen der Hölle, sofern beide vom Urtheile des Jüngsten Gerichts, das etwa erst nach vielen Millionen Jahren eintreten mag, abhängig sein sollen, können nur eine wenig nachhaltende Wirkung auf sie äußern. Man muß ihr vielmehr einschärfen, daß Tugend und Sittsamkeit die sichersten Gewährschaften für ihr Wohlergehen auf Erden sind, daß Laster und Verbrechen unmöglich auf die Länge der öffentlichen Rüge, der menschlichen Strafgerechtigkeit entgehen können.

Unmöglich, rufen mir christliche Erzieher, Volkslehrer und Seelsorger zu, unmöglich lassen sich die jungen Leute und die ungebildete Volksmasse im Zaume halten ohne Himmel und Hölle. Ich erwidere ihnen, daß man auch in früheren Zeiten gar Vieles für schlechterdings unentbehrlich zur Aufrechterhaltung der guten Sitten, der gesellschaftlichen Ruhe und Ordnung gehalten, gar Vieles, was sich endlich nicht nur als sehr entbehrlich, sondern sogar als barbarisch, unsinnig, zweckwidrig erwiesen hat.

Man hat es noch zu Anfang vorigen Jahrhunderts in manchen Gegenden Deutschlands für eine der wichtigsten Aufgaben und Geschäfte der Gerichtsämter gehalten, Hexen und Hexenmeister auszuspähen und dem Henker zur Bestrafung auszuliefern. „Ohne Verfolgung der Hexen und Hexenmeister würde die ganze Welt dem Teufel in den Rachen fahren", schrie eine Unzahl von Theologen und Juristen, als hie und da warnende Stimmen gegen die Hexen-Procedur sich vernehmen ließen. [2])

Ein ähnlich Zetergeschrei erhob sich, als einsichtsvolle und menschenfreundliche Rechtsgelehrte auf Abschaffung der Folter drangen. „Wie", schrie man, „wie ist ohne Folter das Geständniß eines Verbrechers herauszubringen? ohne sie werden alle Verbrecher sich der Strafe zu entziehen wissen; die

Welt wird eine Raubmörderhöhle; sie geht in Trümmer, wenn ihr die Folterbank zertrümmert."

Viele Schullehrer hielten noch zu Anfange gegenwärtigen Jahrhunderts den Ochsenziemer für den Nervus rerum im Fache der Erziehungswissenschaft. Nur mit der größten Anstrengung war er den Händen dieser Schulmonarchen zu entwinden; Schulzucht und Sittsamkeit der Jugend schienen denselben fortan unmögliche Dinge, wenn er nicht mehr, gleich Damokles' Schwert, beständig ob deren Häuptern schwebe. [3])

Man verbrennt keine Hexen mehr; die Akten der Hexenrechtshändel, Folterbank und Ochsenziemer, diese in den Augen so Vieler ehedem hochwichtigen Gegenstände sind für immer in die Rumpelkammer mittelalterlicher Antiquitäten geworfen. Wem es einfiele, sie wieder zu Ehren zu bringen, der würde nicht einmal eines ernstlichen Widerspruchs gewürdigt werden; seine Wiederbelebungsversuche in dieser Beziehung würden höchstens dem gegenwärtigen Geschlechte ein mitleidiges Lächeln abzugewinnen vermögen.

Viele wollen nichts davon wissen, daß man die Pflichten an die Selbstliebe, an den Glückseligkeitstrieb anknüpfe; sie sagen: „Die Tugend ist um ihrer selbst willen zu lieben und zu üben." Es ist aber leicht darzuthun, daß dieser Behauptung eine einseitige Auffassung der Tugend zu Grunde liegt.

Was ist denn eigentlich damit gesagt, wenn ich z. B. die Gerechtigkeit um ihrer selbst willen einem Andern anempfehle? Wenn ich zu ihm sage: liebe die Gerechtigkeit um ihrer selbst willen, so heißt das so viel als: liebe sie, abgesehen von dem Nutzen, der für dich daraus hervorgehen mag; liebe sie als Schranke, welche deinem Verlangen nach Verbesserung deiner Umstände und Lage sich hemmend entgegen stellt! Diese Zumuthung stellt sich als ein Widerspruch mit dem Wesen der

Gerechtigkeit von selbst dar, indem man sie nur ausspricht. Die Gerechtigkeit will ja Jeden ohne Ausnahme schützen, der bei seinem Streben nach Verbesserung gewisse Grenzen beobachtet. Sie ist unter gewissen Voraussetzungen gegen Jeden, aber auch für Jeden ohne Ausnahme. Ist es nicht allerwenigstens ein sonderbares Ansinnen, wenn ich von Jemandem verlange, er solle eine Schranke, eine Verneinung, schlechthin als solche lieben? wenn ich zu ihm spreche: Du mußt mit Lust und Freuden Gerechtigkeit üben gegen Andere; aber du darfst keine Gerechtigkeit von Seiten der Andern für dich beanspruchen? Dies wäre eben so einseitig, als wenn ich zu einem Andern spräche: liebe die Gerechtigkeit! aber nur um deinetwillen, sofern sie dich in deinem Besitze, in deinen Rechten, in deinem Streben, dein Wohl zu fördern, schützt; setze dich aber über sie hinweg, wenn sie deinen etwaigen Uebergriffen in Besitz, Recht und Freiheit der Andern wehrend entgegen tritt! Diese Theorie klänge allerdings von vornherein recht schmeichelhaft für die Selbstliebe; aber sie wäre dem Wesen der Gerechtigkeit eben so widersprechend, als gefährlich für die Freiheit und Sicherheit eben Desjenigen, der sie in der Wirklichkeit praktiziren wollte; das Handwerk, wie man zu sagen pflegt, würde ihm gar bald gelegt werden.

In ihrer Vollständigkeit und Allseitigkeit wird die Gerechtigkeit erfaßt, wenn wir ihre beiden Seiten, die sie in Bezug auf den Einzelnen hat, erkennen und anerkennen; wenn wir sie ihm anempfehlen, nicht nur von der einen oder der andern Seite, sondern zugleich von ihrer verneinenden und bejahenden, von ihrer abwehrenden und gewährenden, hemmenden und befreienden Seite. Man sage also nicht: liebe die Gerechtigkeit um ihrer selbst willen! sondern: liebe die Gerechtigkeit als Schutzgöttin deines Hauses und Herdes! und achte sie für unverletzlich und heilig, als Schutzgöttin der Menschheit! Auch in letzterer Eigenschaft fördert und sichert sie ja,

wenigstens mittelbar, dein eigenes Wohl, sofern dieses zum guten Theile von dem allgemeinen Wohle abhängt. Nichts davon zu sagen, daß, indem du gerecht gegen die Andern handelst, sie ihrerseits sich aufgefordert und gedrungen fühlen, auch gegen dich gerecht zu sein.

Jede Tugend hat für den Einzelnen ihre verneinende und bejahende, absprechende und ansprechende, strenge und freundliche Seite, und läßt sich daher bei der Erziehung füglich an den Glückseligkeitstrieb, bei befähigteren Naturen besonders an den Trieb nach Ehre und Auszeichnung anknüpfen, ohne daß der Würde und Wahrheit der Tugend dadurch Eintrag geschähe.

Fassen wir die unfreundliche, strenge, abwehrende Seite der Tugend scharf in's Auge, so finden wir, daß dieselbe nur gegen die in unserm eigenen Herzen eingenisteten und darum gefährlichsten Feinde unseres wahren Wohles gerichtet ist, daß die Tugend nur die Feindin unserer Feinde, daß sie, in unsern Herzen aufgenommen, eben nichts Anderes ist, als die sittliche, die vernünftige, die wahre Selbstliebe.

Wenn du zu einem reifen, denkenden, gebildeten Mann sprichst: Deine Pflicht erheischt es, daß du Dies oder Jenes thuest oder lassest, so mag das genügen und zum erwünschten Ziele führen. Hast du es aber mit der Jugend oder mit Ungebildeten zu thun, indem du eine Pflicht erfüllt sehen willst, so wirst du besser sagen: Dein Wohl erheischt es, so oder so zu handeln. Mit letzterer Sprache wirst du eher zum Ziele kommen als mit ersterer; denn letztere lautet herzlicher, und bekanntlich geht, was vom Herzen kommt, auch leicht zu Herzen. Auch machst du dich hiermit keineswegs einer Art frommen Betruges schuldig; es ist ja wirklich an dem, daß jede Pflichterfüllung, selbst wenn sogar das Opfer eines ein-

zelnen Vortheils von unserer Seite damit verbunden ist, doch im Ganzen immer uns zu Statten kommt. Denn, wo es sich einmal um eine wirkliche, unerläßliche Pflicht handelt, da handelt sich's jedenfalls zugleich um eine Ehrensache; von unserer Ehrenhaftigkeit aber ist unser guter Ruf und Leumund, und von diesem hinwieder unser Wohl und Fortkommen in der Welt bedingt.

Wollen wir bei der Jugend und bei dem ungebildeten Theile des Volkes den Zweck der Tugend erreicht sehen, so genügt es, selbst mit Umgehung des Wortes Tugend, etwa so zu sprechen: Strebt Alles an, was einem Menschen zum Leben nothwendig, Alles, was außerdem eueren Anlagen, eueren Herzensbedürfnissen entsprechen mag. Strebt danach, so viel und so lange als ihr zugleich des Schutzes der Gesetze in diesem eueren Streben versichert sein dürft, und so lange ihr euch das Zeugniß geben könnt, daß ihr bei euerem Ringen nach dem für Alle ausgesteckten Preis des Glückes euch keiner Tücke und Hinterlist, keiner Schleichwege gegen die Mitbewerber schuldig macht. Alle euere Geschicklichkeit, Fähigkeiten und Kenntnisse im Leben geltend zu machen, selbst wenn Andere dadurch in den Hintergrund gedrängt werden, steht Jedem zu, wofern er nur den freien, offenen Kampf- und Ringplatz niemals verläßt, um etwa aus dunkelem Verstecke hervor dem Mitbewerber Steine in den Weg zu werfen.

Erkenne dich selbst!

„Sorge für dein dauerndes Glück!" Diese Ansprache will mich nicht sofort der Außenwelt mit ihren Freuden und Genüssen zuwenden; sie heißt mich vielmehr zunächst und vor Allem in mich gehen, meine Kräfte, wie meine Grenzen genau prüfen und bemessen, meinen innern Beruf erforschen, damit

ich in der Wahl meines äußern Berufes, von dem ja mein Lebensglück wesentlich bedingt ist, mich nicht verfehlen möge.

Diese Ansprache schließt die ernste, dem Tempel des Apollo in Delphi zur Aufschrift dienende Mahnung in sich: *Γνῶϑι σεαυτόν*! Erkenne dich selbst!

Ist die Selbstkenntniß für den Einzelnen wichtig, so ist für die ganze Menschheit das Bewußtsein ihrer Natur, ihres Wesens nicht minder wichtig. Ja, das menschliche Bewußtsein ist die erste aller Heilsbedingungen für dieselbe.

Die Vertiefung in einen göttlichen Willen, in göttliche Eigenschaften, Plane und Gedanken, die, wie der christliche Glaube selbst zugesteht, ganz unerforschlich und unergründlich sein sollen, führt nur zu leicht zur Unnatur, zur Schwärmerei, zur Verachtung oder doch Vernachlässigung alles Irdischen und Menschlichen. Solche Vertiefung sei Jedem unverwehrt und unverkümmert, sofern er sich darauf beschränkt, eben nur dem Drange seines persönlichen Denkens und Fühlens zu folgen und zu genügen. Wo es aber gilt, Anstalten für das öffentliche Wohl zu gründen, zweckmäßig einzurichten, zu leiten und in Kraft und Blüthe zu erhalten; wo es gilt, Menschen als Staatsglieder zu behandeln, oder sie für das irdische Leben zu erziehen, da thut man wohl, alle Beziehung auf eine überirdische und übernatürliche Welt bei Seite zu lassen.

Durch Einmischung himmlischer Absichten werden die ursprünglichen Zwecke mancher an sich guten und löblichen Anstalten verfälscht und verpfuscht; vom Gesichtspunkte des göttlichen Bewußtseins betrachtet, verlieren die Gegenstände ihr von Natur ihnen eigenthümliches Licht, in welchem sie nur dem, unmittelbar zu ihnen sich verhaltenden, von keinerlei theologischen Vorstellungen oder konfessionellen Interessen umnebelten Blicke des Forschers sich zeigen; von eben diesem übernatürlichen Gesichtspunkte aus werden den Personen fremdartige Bedürfnisse

angedichtet und aufgedrungen, während, was in allgemein menschlicher, wie in besonderer, persönlicher Hinsicht ihnen noth wäre, übersehen, oder schnöde abgewiesen, oder im besten Falle stiefmütterlich bedacht wird.

Das menschliche Bewußtsein schließt Dreierlei in sich:

Erstens: das Bewußtsein des wesentlichen, innigen Bandes zwischen Geist und Leib, demzufolge geistige und leibliche Gesundheit sich gegenseitig bedingen, so daß letztere z. B. keine große Störung erfahren kann, ohne die erstere in Mitleidenschaft zu ziehen.

Zweitens: das Bewußtsein des innigen Bandes, das zwischen Menschen und Menschen besteht, des gegenseitigen Bedürfnisses, das uns alle Menschen als Glieder Einer Familie erscheinen läßt — die Quelle sowohl aller gesellschaftlichen Genüsse, als auch aller Pflichten und Tugenden.

Drittens: das Bewußtsein unseres Zusammenhanges mit der ganzen uns umgebenden Natur, deren Einflüssen unser ganzes Sein und Leben beständig unterworfen ist, ein Bewußtsein, das uns davor bewahrt, in einer unseren Sinnen unzugänglichen Welt unsere Hilfs- und Heilmittel zu suchen, dagegen uns von selbst auf die große Bedeutung hinleitet, welche die Naturwissenschaften für unser Wohlergehen haben.

Das menschliche Bewußtsein in dem Umfange, in welchem es hier entwickelt worden, kann im bunten Treiben des Lebens, im Gedränge der Geschäfte nicht Jedem in jedem Augenblicke gegenwärtig sein. Jedenfalls aber ist es wünschenswerth, daß Diejenigen, welchen die Besorgung allgemeiner, menschlicher Angelegenheiten obliegt, besonders Solche, welche die Jugend zu lehren, zu erziehen und auf die Wahl

ihres einstigen Berufes einzuwirken haben, also namentlich Eltern von jenem Bewußtsein vorzugsweise durchdrungen seien.

Man sollte in unseren Tagen glauben, Vielen sei das Bewußtsein von dem körperlichen und sinnlichen Antheil unseres ganzen Wesens völlig abhanden gekommen, wenn man erwägt, mit wie vielerlei Lehrgegenständen die Kindheit jetzt bestürmt wird, erwägt, wie man es geschehen läßt, daß die Kinder sich halb blind lesen und schreiben, daß sie vom Bücherschleppen und zu anhaltendem Sitzen zu Hause und in der Schule schief, einseitig und engbrüstig werden, und von eben dieser Ursache die Keime lebenslänglicher Beschwerden und Uebeln in ihnen sich ansetzen: nichts zu sagen von der beständigen Aufstachelung ihres Ehrgeizes, von der beständigen Angst, in der man sie erhält, von ihren Mitschülern überflügelt zu werden, die allen kindlichen Frohsinn ersticken, das körperliche Gedeihen dieses zarten Alters stören und aufhalten muß!

Katholische Eltern bestimmen ihre Söhne, wenn sie noch in der Wiege sind, oder gar schon vor der Geburt, zum geistlichen Stande, ohne daß es ihnen einfiele, in Erwägung zu ziehen, ob die diesem Stande zur Pflicht gemachte Ehelosigkeit den Anforderungen ihres gemüthlichen, wie sinnlichen Wesens, wenn dieselben zu Männern herangereift sind, entsprechen werde. Solche Eltern vergessen, daß der Mann andere Bedürfnisse, als das Kind in der Wiege hat; sie vergessen gänzlich die geschlechtliche Bestimmung des Menschen.

Andere vergessen oder verleugnen diese Bestimmung in anderer Weise. Sie vergessen, daß, wenn dieselbe natur- und zeitgemäß erfüllt werden soll, eine zweckmäßige, vielmehr einfache, als üppige Lebensweise für die Jugend erforderlich ist; sie reichen ihren Kindern, und noch dazu in reichlichem Maße, erhitzende Getränke, stopfen ihnen die Mägen voll mit den kräftigsten, nahrhaftesten, überwürzten Speisen, lassen

sie dabei Tage lang ohne alle Bewegung in den Zimmern eingesperrt sitzen und gestatten ihnen etwa obendrein das Lesen von Schriften, die nur geeignet sind, die Sinnlichkeit der reizbaren Jugend zu entflammen.

Andere Eltern vergessen, daß ihre Kinder mit Mägen auf die Welt gekommen sind, daß sie folglich einmal nicht von der Luft, oder wie reine Geister, von gar nichts leben können. Sie haben selbst, bei ihren beschränkten Mitteln, mit Hunger und Kummer zu kämpfen, bestimmen aber gleichwohl Einen Sohn oder gar mehre Söhne zugleich dem Staatsdienste, der doch so viele Geldopfer erheischt, ehe der wirkliche Eintritt in denselben einen ausreichenden Unterhalt sichert. Mancher Vater vergißt, daß er um der Ehre willen, einen Sohn im Staatsdienste zu sehen, diesen vielleicht einem dreißigjährigen Kriege mit Entbehrungen und Erniedrigungen aller Art, oder einem frühen Hungertode, oder gar der Gefahr, auf verbrecherische Abwege zu gerathen, aussetzt.

Die Erinnerung an so manche treffliche Persönlichkeit, die ich als Opfer christlicher Unnatur, Ueberspanntheit und Phantasterei, oder als Opfer der Gedankenlosigkeit und Beschränktheit, oder der Eitelkeit ihrer Eltern auf jammervolle Weise untergehen sah, die Erinnerung an so manchen erschütternden Auftritt, von dem ich selbst Zeuge sein mußte, haben diese, meiner Feder eben entflossenen Zeilen mir eingegeben.

Geist und Natur.

Was ist das richtige Verhältniß des Menschengeistes zur Natur in uns und außer uns, zur belebten und unbelebten Natur? Er muß ihr theils gebieten, sie berichtigen, theils ihr folgen und gehorsamen; er muß bald ihr Meister, bald ihr Schüler sein, letzteres aber ungleich mehr und öfter, als ersteres. Wann und wo? das Eine oder Andere eintreten muß,

das ist nur zu entscheiden je nach dem besonderen Gegenstande, mit dem wir's zu thun haben und nach den in der Wirklichkeit gegebenen Umständen. Soviel ist gewiß, daß, mit welchem Gegenstande wir es auch zu thun haben, seine Eigenthümlichkeit bestimmend auf unser Verhalten zu ihm einwirken muß, sollen wir ihn richtig behandeln. Soll er sich in unsern Willen fügen, so müssen wir unsererseits in seine natürliche Beschaffenheit uns fügen. Selbst der todte Stoff, aus dem etwa der Bildhauer ein Kunstwerk schaffen soll, erfordert von Seiten des Künstlers die genaueste Erforschung und Berücksichtigung seiner eigenthümlichen Natur; die größere oder geringere Dichtheit des Stoffes, seine schwerere oder leichtere Bildsamkeit erfordert auch eine verschiedene, diesen Beschaffenheiten entsprechende Behandlungsweise; der Künstler hat sich immer auch in einem gewissen Grade seinem Stoffe anzuschmiegen. Jedenfalls muß unser Verhalten zur Natur ein im Ganzen selbst naturfreundliches, naturgemäßes sein. Wir mögen schützend und bewahrend, bildend, gestaltend, veredelnd auf sie einwirken; aber schlechthin und zwecklos sie zu zerstören oder übernatürlichen Zwecken sie zu opfern, das sei ferne von uns!

Wer der Menschheit eine uneingeschränkte Verachtung der Sinnenwelt anempfiehlt und zur Pflicht macht, der meint es nicht gut mit ihr, oder er ist im Irrthum befangen über den Weg, der zu ihrem Heile führt; denn dasselbe hängt nicht wenig davon ab, daß sie sich selbst als den Schmied ihres Glückes, und die natürliche Welt als den Grundstoff betrachtet, woraus sie es zu schmieden hat.

Je mehr die Menschheit von der Ueberzeugung durchdrungen sein wird, daß sie in Bezug auf ihr Wohlergehen einzig an sich selbst und die sinnlich wahrnehmbare Welt angewiesen ist, desto besser wird es mit ihr stehen.

Ihr Wohl ist abhängig von der Erkenntniß ihres Wesens, ihrer Kräfte und Fähigkeiten sowohl, als ihrer natürlichen Grenzen und Schranken, von der Erkenntniß des besten Verhaltens der Menschen gegen einander, von der Erkenntniß und Benützung der Naturkräfte überhaupt, welche von der größten Bedeutung ist, wenn es gilt, die bisherigen natürlichen Schranken unserer Thätigkeit immer mehr zu erweitern, und dadurch unserem Leben neue Unterhaltungsquellen zu verschaffen, dasselbe zu erleichtern, zu verschönern. Unser Wohl ist nicht vom Himmel herunter zu erbetteln und zu erwinseln, es ist nicht durch Nachbeten dessen, was uns vorgebetet wird, sondern durch Nachdenken, nicht durch blinden Glauben, sondern durch Wissen und klares Erkennen, nicht durch fromme Gefühlsschwelgerei, sondern durch Arbeit zu begründen. Nicht: Ora et labora! Nicht: Bete und arbeite! sondern: Cogita et labora! Denke und arbeite! Das ist die Mahnung, welche die Natur der Dinge selbst der nach des Lebens schönstem Kampfspreis ringenden Menschheit von allen Seiten zuruft.

Es wird von mancher Seite so viel geklagt über die Verderbtheit der Menschen; man denkt aber nicht daran, daß, wenn auch in den meisten christlichen Schulen und Erziehungsanstalten die natürliche Sitten- und Pflichtenlehre gelegentlich berücksichtigt wird, ihr die Spitze wieder abgebrochen wird durch die Christenlehre, die uns versichert, daß die größten Sünden und Verbrechen vor Gott, dem Spender der ewigen himmlischen Glückseligkeit, durch Reue und durch den Gebrauch der von der Kirche dargebotenen Gnadenmittel vollkommen gesühnt und getilgt werden können. Man klagt über den Mangel an Vaterlandsliebe, man hat aber nichts dagegen, daß uns der Himmel als das wahre Vaterland des Menschen dargestellt wird. Man klagt über den Mangel an Ehrerbietung

von Seiten der Kinder gegen ihre Eltern, doch sagt man uns zugleich, daß unser wahrer Vater der Vater im Himmel, unsere wahre Mutter die Kirche sei, und schärft uns überdieß den Glauben an die Erbsünde ein, der uns den natürlichen Ursprung unseres Daseins, sonach natürlich auch die Urheber unserer Tage, die Eltern, in einem verächtlichen und gehässigen Lichte erscheinen läßt. Man klagt über die Arbeitsscheue so vieler Menschen, predigt aber zugleich, und zwar allerdings dem Evangelium gemäß, daß an Gottes Segen Alles gelegen sei. Man klagt über den Leichtsinn, mit dem so viele Menschen in den Tag hineinleben; man predigt aber, daß wir unser Vertrauen nicht auf unsere Kräfte und Thätigkeit, sondern vor Allem auf Gott setzen sollen; man schärft uns ein, und zwar ganz in Uebereinstimmung mit dem Evangelium, wir sollen nicht wie die Heiden sorgen und sagen: was werden wir essen? was werden wir trinken? Wir sollen, empfiehlt man uns an, an den morgigen Tag n i c h t denken, jeder Tag habe genug an seiner eigenen Plage. Man klagt über die Rohheiten und Gewaltthätigkeiten, welche die Menschen gegen ihres Gleichen ausüben; man vergißt aber, daß der Muthwillen und die Lust, Andern wehe zu thun und ihnen seine Ueberlegenheit fühlen zu lassen, ja selbst das Raubgelüste arbeitsscheuer Taugenichtse geradezu aufgemuntert wird, indem man jene christliche Langmuth und Nachsicht preist und anempfiehlt, der zufolge ich, wenn mich Einer auf den rechten Backen schlägt, ihm auch den linken zur Mißhandlung preisgeben, und wenn er mir den Rock genommen hat, ihm den Mantel obendrein geben soll. Man klagt über die Undankbarkeit der Menschen, findet es aber in der Ordnung, daß man lehrt, alle guten Gaben kommen von Oben, so daß ich also meinen Wohlthäter nur als Werkzeug göttlicher Eingebung, als Gottes Handlanger, anzusehen habe. Die Wohlthaten, die ich etwa aus den Händen eines Menschen empfange,

sind nicht seine, sondern Gottes Thaten. Soli Deo Gloria! Gott allein sei die Ehre und der Dank! so denkt der Christ und handelt demgemäß. [4])

Die Pflichten und Tugenden können in den Augen der Menschen keine Bedeutung haben, wenn den Gegenständen selbst, worauf sie sich beziehen, kein oder nur ein untergeordneter Werth zuerkannt wird. Die natürlichen Verhältnisse von Eltern und Kindern und ähnliche mehr, desgleichen Eigenthum, persönliche Ehre, irdisches Wohl und Glück überhaupt hat der Christ gar nicht zu beachten oder nur mit dem Auge der Geringschätzung anzusehen; sein Reichthum, sein Glück soll nur in himmlischen Schätzen bestehen; Werth und Geltung haben folgerechter Weise für ihn nur die Pflichten, welche auf jene himmlischen Schätze sich beziehen. Für den Christen giebt es in Wahrheit keine moralischen, sondern nur religiöse Pflichten. Ganz natürlich! Denn für ihn giebt es nur Ein wesenhaftes Verhältniß, das zum Göttlichen und Himmlischen. Alles Andere ist ihm nur nichtswürdiges Schattenspiel; je schneller, je kürzer wir es abfertigen, und je dürftiger wir es abspeisen, desto besser. [5])

Die christliche Moral.

Was man die christlich evangelische Moral nennt, enthält Manches, das der Form, wie dem Inhalte nach gleich vortrefflich, immer und allenthalben seine Anwendbarkeit und Geltung behalten wird; im Ganzen aber, namentlich in Beziehung auf unsere abendländischen Zustände, kann man sie von dem Vorwurfe der Ueberspanntheit und Schwärmerei nicht freisprechen; der in ihr vorherrschende Geist ist mehr ein ascetischer, als sittlicher; sie beruht auf einer einseitigen, nur die

Nachtseite des Irdischen und Menschlichen in's Auge fassenden Weltanschauung.

Der vorherrschende Grundton der ganzen christlichen Glaubens- und Sittenlehre läßt sich füglich in die Worte fassen: Wie die Gottheit sich der Welt geopfert, so soll hinwiederum Welt und Menschheit sich der Gottheit opfern.

Der Geist der wahren Sittlichkeit ist ein lebens- und naturfreundlicher Geist; er verhält sich zur Welt nicht schlechthin verläugnend und verwerfend, sondern nur sichtend, den Waizen von der Spreu, den Kern von der Schale, das Wesen vom Scheine, das Dauernde vom Vergänglichen und Flüchtigen, das Gediegene vom Eitlen ausscheidend, Ersteres dem Letzteren vorziehend, das Ganze dem Einzelnen überordnend, Allem seine rechte Zeit und Stelle anweisend.

Das Kind sammt dem Bade auszuschütten, das ist die Art oder Unart aller Schwärmerei, das gehört zu ihren Grundzügen; dieser Zug aber ist dem Christenthum in Beziehung auf Welt- und Menschlichkeit deutlich genug aufgeprägt.

Eben die sogenannte Moral des Christenthums enthält die deutlichsten Spuren seines irdischen Ursprunges, Spuren der zeitlichen, örtlichen, nationalen Umstände und Zustände, unter denen es entstanden ist. Auch in seinem Betreffe macht sich das allgemeine Gesetz geltend und bemerkbar, daß ein Aeußerstes (Extrem) das andere, seinen Gegensatz hervorruft. Les extrêmes se touchent.

Daß die Rechtszustände des jüdischen Volkes unter der römischen Fremdherrschaft, unter welcher auch das Christenthum entstanden ist, nicht die besten waren, daß Willkür, Feilheit und Bestechlichkeit der Beamten an der Tagesordnung sein mochten, daß das jüdische Volk durch die daraus hervorgehende Schutzlosigkeit in Fällen ausgeübter Ehrenkränkungen

oder Gewaltthätigkeiten größtentheils auf Selbsthilfe sich beschränkt sah, das läßt sich denken. Um aber den Ausschweifungen der Selbstrache, die so leicht über das Ziel einer verhältnißmäßigen Bestrafung sich hinaus verirrt und dadurch selbst zum Unrecht wird, eine Schranke zu setzen, predigte Christus: „Wenn dich Jemand auf den rechten Backen schlägt, so reiche ihm auch den linken dar", und in diesem Geiste Aehnliches mehr.

Der ihm so vielfach und schamlos sich aufdringende Schacher- und Wuchergeist, die Geldjagd und der Geldstolz — diese in der Regel bei jedem politisch verkommenen Volke, auf Kosten alles höheren Lebensgenusses und aller edleren Geistesbildung, vorherrschenden Laster — riefen solche Aussprüche hervor, wie der: „Eher wird ein Schiffstau durch ein Nadelöhr gehen, als daß ein Reicher in das Himmelreich komme", Aussprüche, in denen gänzliche Besitzlosigkeit und Sorglosigkeit in Rücksicht auf Erwerb und Lebensunterhalt den Menschen zur Pflicht gemacht wird, die übrigens, sofern man sie sich nur an Morgenländer gerichtet denkt, weniger überspannt erscheinen, da der Morgenländer schon durch seinen wärmeren Himmelsstrich mehr als der Abendländer zur Mäßigkeit im Essen und Trinken angehalten ist, für Kleidung und Feuerung weniger aufzuwenden hat, sein Leben daher im Ganzen weniger Kosten, also auch weniger Sorgen erfordert als das des Abendlandes, zumal in den kälteren und kältesten Länderstrichen desselben; nichts zu sagen von der ungemeinen Fruchtbarkeit, deren Palästina in den älteren Zeiten sich rühmte und erfreute.

Der Anblick ferner der bis zum Ekelhaften, bis zur Bestialität gesteigerten Genußsucht und Ueppigkeit römischer Großen mochte einigen Beitrag liefern zur Ausbildung der christlichen Fleischkreuzigungs- und Abtödtungslehre.

Die Aufgeblasenheit, Verschrobenheit und Gesinnungslosigkeit griechischer und römischer Rhetoren, die zu Christus

Zeiten in allen großen Städten des römischen Weltreiches sich herumtrieben, um mit ihrem eitlen Wortgepränge und Gedankenspiele sich Geld zu machen, brachten die Philosophie um all' ihre Würde und ihr Ansehen. Im Gegensatz zu dem widrigen Gaukelspiele dieser Schönredner, sowie der pedantischen Buchstabengelehrsamkeit der Pharisäer, erzeugte sich die christliche Geringschätzung alles Selbstdenkens, alles wissenschaftlichen Lebens und Strebens, derzufolge „Christum lieb haben, besser als alles Wissen."

Endlich war die Werk- und Scheinheiligkeit der Pharisäer ganz geeignet, gefühlvolle Menschen für jene Einkehr in eine abgeschlossene Gemüthswelt, wie sie Christus anempfahl, für jene Innerlichkeit des Christenthums zu stimmen, die freilich eher in einer Einsiedelei, als im Weltgedränge, das lebens- und thatkräftige Menschen erfordert, am Platz ist.

Die inneren Triebfedern, von welchen die Menschen in ihren Handlungsweisen bewegt werden, sind die Hauptquellen ihres Wohles oder Wehes. Wem das Volkswohl am Herzen liegt, der muß wünschen, und namentlich auf dem Wege des Unterrichtes und der Erziehung dafür sorgen, daß jene Triebfedern sittlich gute seien, und daß deren Kraft und Wirkung nicht durch angeblich höhere Beweggründe, wie die religiösen sein sollen, gelähmt, oder unterdrückt werden, oder doch in eine schiefe Richtung gerathen. Die Sittenlehre ist von allgemein menschlicher Bedeutung; Vernunft und Leben sind ihre Quellen; ihr heimathlicher Boden ist die irdische Welt. Das Christenthum, als eine positive, angeblich von Gott geoffenbarte Religion, hat ihre ganz eigenthümlichen, der Vernunft und dem Leben zum Theil abgewandten, oder gar feindlichen Lehren.

Das Endergebniß der Zusammenkuppelung der natürlichen Sittenlehre mit der christlichen Glaubenslehre wird und

muß stets so ziemlich dasselbe sein, wie das jener gemeinschaftlichen Reise, welche eine Fabel den irdenen und den eisernen Topf mit einander machen läßt; die Folge dieses herzlichen Einverständnisses war eben, daß sie, jeder auf seinen drei Füßen, kaum ein Paar Schritte neben einander hergeknappt waren, als der arme irdene Topf in hundert Scherben zerbrochen dalag.

Der Reiche im Evangelium.

Lesen wir die Stelle im Evangelium Marcus, 10. Kap., 17—22, wo Jesus unter Anderem zu dem Reichen, der ihn gefragt hat, wie er die ewige Seligkeit erwerben könne, die Worte spricht: „Verkaufe Alles, was du hast, und gieb es den Armen, und du wirst einen Schatz im Himmel haben, dann komm und folge mir nach, mit dem Kreuze beladen!“

In diesen Worten spricht sich so recht deutlich jene Einseitigkeit und Oberflächlichkeit aus, die aller Schwärmerei eigen ist. Die Dinge werden von ihr entweder durchaus gutgeheißen oder schlechthin verworfen, im letzteren Falle ohne alle Rücksicht auf den guten Gebrauch, dessen sie etwa fähig sind.

Was aus dieser Stelle für eine Moral zu ziehen ist, sehe ich nicht ein, es müßte denn etwa jene für Menschenwohl so unfruchtbare Mönchsmoral sein, welcher die Christenheit die Entstehung der Bettelmönchsorden zu verdanken hat.

Der Reichthum in den Händen eines verständigen und gebildeten Menschenfreundes ist ein großer Segen für den Besitzer sowohl, als für viele Andere. Ist das keine christliche Ansicht, so ist es wenigstens eine Ansicht, die von allen verständigen und gesitteten Menschen getheilt wird. Auch, will mich dünken, gehört mehr sittliche Kraft, mehr Charakter dazu, im Besitze großen Reichthums sich zu erhalten, einen verhält-

nißmäßigen Theil davon wirklich auf verständige Weise zu genießen und einen verhältnißmäßigen Theil davon dem Besten seiner Mitmenschen zu weihen, als dazu, den Reichthum mir nichts, dir nichts von sich zu werfen, in der Aussicht, daß man in einem anderen Leben die reichlichste Vergütung dafür erhalte. Zu Letzterem sich zu entschließen, gehört nichts als eine augenblickliche Ueberspanntheit der Einbildungskraft und des Gemüthes, in welcher die Vorstellung von der jenseitigen Herrlichkeit dergestalt alles Irdische überstrahlt, daß es für das Bewußtsein des fromm erregten Menschen in gänzliche Werthlosigkeit, in Nichts sich auflöst.

Der Spiritualismus des Christenthums.

Beleuchtet man den Spiritualismus oder die Geistigkeit des Christenthums näher, so findet man, daß der Christ allerdings glaubt, etwas wesentlich Anderes, als die Welt, zu lieben, somit die Welt ihrem Gehalte nach zu hassen; er haßt aber in der That weniger die Welt, als ihre Vergänglichkeit, weniger ihren Inhalt, als ihre Grenze, weniger den Weltgenuß, als die Endlichkeit des Weltgenusses, die mannigfachen Störungen und Verkümmerungen, denen derselbe hinieden unterworfen ist, und die sauere Mühe, die es kostet, dazu zu gelangen.

Zu den Saiten der christlichen Harfe, die in der frommen Literatur am liebsten angespielt werden, die so ziemlich ihren Grundton bilden, gehört auch die Vergänglichkeit des Irdischen und die Anpreisung der ewigen Seligkeit.

Die himmlischen Schätze werden weder von Motten, noch von Dieben bedroht; des Singens und Jubelns im Himmel ist kein Ende; die Schönheit der Engel ist vollkommen und unverwüstlich; die Leiber der himmlischen Bewohner blühen in ewiger Gesundheit; ihre Häupter sind mit Kronen ge-

schmückt, deren Perlenglanz in Ewigkeit nicht ermatten wird; beflügelt, sind sie weniger an den Raum gebunden, als auf Erden, und prangen in ewig schneeweißen Gewanden.

Das Jenseits, wie es der Christ in seinem Innersten ersehnt, ist keineswegs eines wesentlich anderen Stoffes, als das Diesseits; es ist nichts mehr und nichts weniger, als das abgeklärte, von allem unangenehmen Beigeschmack freie, ohne alle Störung und Unterbrechung in Ewigkeit genossene Diesseits.

Himmel und Hölle im Herzen der Menschen.

Eine ruhige, gelassene, vorherrschend heitere Gemüthsstimmung gehört wohl zu den wünschenswerthesten Gütern des Lebens, und ist von wohlthätigster Wirkung für die ganze Umgebung dessen, welchem sie eigen ist. Das Gegentheil: eine stete Unzufriedenheit mit sich und der Welt, jene Reizbarkeit, die bei der geringsten aufstoßenden Unannehmlichkeit in Mißmuth, Ungeduld und Verzweiflung, bei dem geringsten Widerspruche in Feuer und Flammen geräth, die beim Anblick jedes Wölkchens, das die Sonne unseres Glückes auf einen Augenblick verdunkelt, uns in Verzagtheit und Schwermuth versinken läßt, sie verbittert uns jeden Lebensgenuß oder macht ihn ganz unmöglich, ja sie gefährdet selbst unsere äußeren Glücksumstände, sofern sie uns zur Unverträglichkeit mit unseren Mitmenschen geneigt und in der Erfüllung unserer Pflichten uns verdrossen macht.

Je vielfältiger meine Beziehungen sind, desto mehr Herren habe ich auf dem Halse, von deren Befriedigung mein eigener Frieden abhängig ist. Deßgleichen je mehr Ansprüche an Andere, je mehr Hoffnungen ich selbst nähre, desto mehr unangenehmen Enttäuschungen bin ich ausgesetzt.

Die Welt mit ihren Ansprüchen an mich ist schon ein sehr gestrenger, vielgebietender Herr, den zu befriedigen mir Sorge und Mühe genug macht. Daß ich fortwährend darüber nachsinnen soll, ob, was ich thue, nicht nur der Welt, sondern auch einem überweltlichen Herrn genehm oder nicht genehm ist, daß ich zu gleicher Zeit, wie ein Chamäleon, mit einem Auge auf die Erde und mit dem anderen gen Himmel blicken soll, das ist ein Ansinnen, das ich von mir weise. Stimmt Wille und Gebot jenes überweltlichen Herrn mit dem der Welt im Ganzen und Wesentlichen überein? wozu dann auf ihn besondere Rücksicht nehmen? Oder sind der Wille der Welt und der des Weltherrn einander entgegengesetzt und feindlich? So ist es zu viel von mir verlangt, wenn man mir zumuthet, solche gewaltige Gegensätze zu vereinbaren und auszugleichen. Der beunruhigende Gedanke, daß ich bald dem einen, bald dem andern nicht Genüge leisten möchte, verträgt sich nimmermehr mit einer gleichmäßigen, heiteren Grundstimmung des Gemüthes, ohne welche es so schwer ist, seine Schuldigkeit, der Welt gegenüber, zu thun, und in ihr sich zu behaupten.

Himmel und Erde zugleich mir aufzuladen, darf ich mich nicht unterfangen. Wer solche Doppellast zu tragen fähig ist, dem wünsche ich Glück zu seiner Riesenstärke; wer sie mir aber aufbürden will, den muß ich bitten, mich damit zu verschonen; ich bin nicht dafür geschaffen, ich gehöre weder zum Geschlechte der antiken, noch der modernen Titanen, weder zu dem des heidnischen Atlas, noch zu dem des christlichen Christophorus.

Ueberdies, wenn ich als wahr annehme, was mich das Christenthum glauben heißt, nämlich daß ich bei Gott nur anklopfen darf, um mir die Pforte seiner Gnade und seines Beistandes zu öffnen, daß ich ihn nur um das, was ich will, zu bitten brauche, um es zu erhalten, weil er mich mit der zärtlichsten Vaterliebe liebt, als welcher sogar jedes Haar auf

meinem Kopfe ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit und Fürsorge sei, so werden durch solche Annahme natürlich nicht nur meine gegenwärtigen Wünsche, Hoffnungen und Ansprüche genährt und aufgemuntert, sondern wohl noch obendrein vorher nie gehegte Wünsche, Hoffnungen und Ansprüche in mir angeregt und hervorgerufen.

Wie wenig aber solcher Glauben sich im Leben bewährt, welchen bitteren Enttäuschungen er uns eben somit aussetzt, das entgeht nur dem Blödsinn oder absichtlicher und vorsätzlicher Geistesblindheit.

Nicht genug endlich, daß die Kirche von uns verlangt, beständig der Winke eines überirdischen Herrn gewärtig zu sein, muthet sie uns auch noch zu, und zwar allerdings in vollkommener Uebereinstimmung mit den Evangelien, in welchen uns der Teufel auf jeder Seite entgegengrinst, auch die Macht dieses unterirdischen Herrn und Fürsten, seine Schlingen und Nachstellungen zu fürchten, eine Furcht, mit der sich jene wünschenswerthe Gemüthsverfassung, deren wir oben gedachten, schwerlich gut verträgt, eine Furcht, die bekanntlich viele höchst ungemüthliche Dinge in vergangenen Jahrhunderten zu Tage gefördert hat, — Schreckensscenen und Gräuel, wie sie selbst dem von christlicher Seite so sehr verunglimpften, griechischen und römischen Heidenthume unbekannt waren.

Zwiespalt und Kampf lassen sich natürlich niemals ganz aus dem irdischen Leben verbannen; aber eben darum, weil mehr als genug Veranlassungen dazu stets vorhanden sein werden, müssen wir darauf sinnen und denken, dieselben auf die möglich geringste Zahl zu beschränken, indem wir vor Allem jede persönliche Beziehung auf irgendwelche über- oder unterirdischen Mächte, als die Urquelle der Religionskriege, als die Urquelle so vieler innern Gemüthskämpfe aufgeben,

die so leicht zu unheilbaren Gemüthskrankheiten, ja wohl gar zu selbstmörderischen Gelüsten sich ausbilden und steigern.

Hat sich ein Mensch einmal in persönliches Verhältniß und Benehmen gesetzt zu einem Wesen, das sein irdisch Wohl und Wehe, ja selbst seine ewige Glückseligkeit in den Händen haben, das den höchsten Grad der Liebe, dessen er fähig ist, seine unbegrenzte Verehrung und Huldigung in Anspruch nehmen soll, aber gleichwohl nicht durch das Mittel der Sprache, — dieses erste und vornehmste und unentbehrlichste Verständigungsmittel für die Menschen — auf unzweideutige Weise seinen Willen darüber kund giebt, womit ihm denn eigentlich gedient ist, wie man seine Verehrung ihm bezeigen soll, so wird ein solcher Mensch in beständiger Furcht schweben, daß er jenem Wesen nicht Genüge leisten möchte, daß etwa die irdischen Zuneigungen, welche ihn andererseits fesseln, der jenem Wesen schuldigen Liebe und Verehrung Abbruch thuen, ihn somit der Gnade desselben, folglich auch der ewigen Seligkeit verlustig machen könnten. Wie aber dauernde Gemüthsruhe, wie reiner, unverkümmerter Lebensgenuß mit einer solchen Furcht bestehen möge, das zu bemessen, ist ein Leichtes.

Das Recht aber, dergleichen Vorstellungen sich aus dem Sinn zu schlagen, die einen auf unser Gemüthsleben und mittelbar durch dieses auch auf den öffentlichen Frieden in hohem Grade störenden Einfluß ausüben können, ergiebt sich von selbst mit dem klaren Bewußtsein von eben diesem unseligen Einfluß.

Wer das Recht, von dem es sich hier handelt, in Frage stellen wollte, der würde unser Recht zu leben, selbst in Frage stellen. Habe ich nicht das Recht, unnatürliche, unnöthige Hemmnisse meines Glückes zu beseitigen, so habe ich auch nicht das Recht zu leben, denn was ist ein unglück-

seliges Leben? es ist kein Recht mehr, sondern eine Strafe, eine Last; es verdient nicht den Namen: Leben.

Wer dem Einzelnen zumuthet, sich selbst, das ist, dem, was sein eigenes irdisches Wohl erheischt, ferner den Landesgesetzen, endlich allen billigen Ansprüchen, die Andere im gesellschaftlichen Verkehre an ihn stellen mögen, Genüge zu leisten, der muthet ihm wahrlich genug zu; ein von den Sternen herunter, aus einer andern überirdischen, unbekannten Welt geholtes Pflichtverhältniß dürfte denn doch eine Ueberlast sein, womit die Gewissen zu beschweren, man Bedenken tragen sollte.

Der Menschheit innerer und äußerer Frieden, nicht minder, als Herzenseinfalt, Biederkeit, Treue und Redlichkeit können nur gewinnen durch die möglichste Vereinfachung unserer Pflichtverhältnisse, durch Zurückführung und Beschränkung derselben auf die natürlichen und menschlichen Pflichten, die kein Professor der Theologie erst erschaffen hat, die so alt als die Welt sind, die überall ihre Geltung haben und allezeit haben werden.

Natur und Welt sind die Herren, die mich zunächst angehen. Ohne Luft kann ich keine Minute, ohne Fleisch und Brod und andere ähnliche Bedingungen des natürlichen Lebens, ohne Mitwirkung anderer Menschen zur Beschaffung solcher Bedürfnisse, ohne den Schutz der bürgerlichen Gesetze kann ich kaum über den Zeitraum weniger Tage hinaus leben. Dahingegen leben in der nichtchristlichen Welt viele Millionen, die niemals zum Tische des Herrn gegangen sind, die dieses Bedürfniß der Christenheit nicht einmal dem Namen nach kennen, und von der hochheiligen Pflicht, ihn zu besuchen, keine Ahnung haben, und zwar giebt es unter diesen Millionen recht viele gebildete, gesittete und ganz glückliche Menschen, wie es Menschen eben sein können.

Was war denn die Folge davon, daß man den Genuß des Abendmahles, dieses keineswegs allgemein menschliche Bedürfniß, als ein solches, der Menschheit darstellte und aufdrang? Die verschiedenen Auslegungen darüber, was denn eigentlich im Abendmahle genossen werde, und wie es genossen werden solle, unter andern die Frage, ob der Kelch auch den Laien mitzutheilen sei, waren die Zankäpfel, um welche sich die blutigsten Religionskriege drehten, unter andern der Hussitenkrieg, in denen die heiligsten, natürlichen Bande und Pflichten verrathen und mit Füßen getreten, in denen Ströme des unschuldigsten Blutes vergossen wurden.

Auf der Jagd nach einem überirdischen Glücke werden stets die Bedingungen des irdischen Wohles mehr oder minder darnieder getreten werden.

Die schielende Doppelbeziehung auf Gott und Menschheit, auf Jenseits und Diesseits war der Bildungsstufe früherer Jahrhunderte entsprechend; sie wird aber je länger, je mehr in ihrer Unhaltbarkeit erkannt werden und an Kraft und Bedeutung verlieren, je mehr die Vorsehung der Menschen für die Menschen sich im Leben ausbilden und ausprägen wird.

Von Natur und Menschenwelt oder, mit Einem Worte, von der Welt bin ich abhängig, ich mag diese Abhängigkeit anerkennen oder nicht; ich huldige der Welt immerhin in einem gewissen Grade, ich mag nun wollen oder nicht, bis zu meinem letzten Augenblicke. Es ist also vernünftig, sie als meine Gebieterin anzuerkennen, und ich werde ihr desto besser, in ihrem sowohl, als in meinem Interesse dienen, je ausschließlicher ich ihr diene. Wer zweien Herren dient, kommt nur zu leicht in den Fall, den Einen davon zu belügen und zu vernachlässigen.

Es ist ein Irrthum, zu glauben, daß die wahre Seelen- und Geistesgröße sich je nach Entfernung, Glanz und Hoheit des Zieles, das man sich steckt, nach dem Umfange des Wirkungskreises, den man sich wählt, nach der Menge der zu übernehmenden Verpflichtungen bestimme; sie bestimmt sich vielmehr danach, daß wir ein ehrenhaftes, unsern Kräften, unsern menschlichen und persönlichen Verhältnissen angemessenes Ziel mit ganzer Kraft und auf nur ehrenhafte Weise anstreben, daß wir die uns zunächst angehenden Pflichten treu und gut erfüllen.

„Wenig und gut!" sei auch in dieser Beziehung der leitende Grundsatz. „Wenig und gut" verspricht weniger, aber hält und leistet mehr als: „Viel und gut." Ersteres ist der Wahlspruch der Gediegenheit, Letzteres das Aushängeschild der Selbstüberschätzung und Großthuerei.

Es ist wahr, der Christ hat selige Augenblicke, wenn er in seinem Verkehre mit Gott Vater, Gott Sohn oder der Mutter Gottes, oder den Heiligen sich der Gnade dieser himmlischen Wesen versichert fühlt; aber diese seligen Augenblicke sind eben nur Augenblicke; außerdem ist er bald mit sich selbst unzufrieden, indem er fürchtet, dem Himmel durch Dieses oder Jenes zu mißfallen oder mißfallen zu haben, bald ist er über den Himmel ungehalten, weil er auf die Bitten, mit denen er ihn bestürmt hat, gar keine Rücksicht nimmt, eine Unzufriedenheit, die sich manchmal wohl gar zu förmlicher Empörung steigert, und bei leidenschaftlichen Menschen oft komisch genug sich äußert.

Ein Italiener, der mit seinen Heiligen sich überworfen hat, verwünscht sie, Einen um den Andern, indem er Jeden, mit einem beigefügten kräftigen Fluche, beim Namen nennt, in seine Mütze hinein, wirft diese auf den Boden und trampelt

auf ihr herum, bis er seinen Zorn an diesem harmlosen Gegenstande ganz ausgelassen hat.

Ein gebildeter Mann, der Italien bereist hat, versicherte mir, daß er Augenzeuge mehr als Eines Auftrittes der Art gewesen sei. Bekannt ist auch, was für gräuliche Schimpfnamen das Volk in Neapel dem heiligen Januarius mit stampfenden Füßen und geballten Fäusten entgegenbrüllt, wenn er ihm zu lange zögert, sein geronnenes Blut, das alljährlich an seinem Festtage zu öffentlicher Schau ausgestellt wird, in Fluß zu versetzen.

Im Verhältniß der Gläubigen zu den himmlischen Gegenständen ihrer Verehrung ist also auch nicht lauter Sonnenschein; es geht da eben auch her, wie in so manchem irdischen Haushalte, wo zärtliche und stürmische Scenen mit einander abwechseln. Ja, man sagt vielleicht nicht zu viel, wenn man behauptet, daß die eigentlichen und ungestümsten Himmelsstürmer nicht unter den Ugnläubigen, sondern gerade unter den Gläubigen und Frommen zu suchen sind.

Einfluß der Lehre vom Himmel auf unser irdisches Wohl.

Die Vorstellung von der ewigen Seligkeit hat für viele Menschen etwas ungemein Anziehendes und Ergreifendes. Von der schwindelnden Höhe herab, auf welche der Mensch dadurch sich gehoben sieht, erscheint ihm die ganze irdische Welt als eine aschgraue Fläche, darauf weit und breit kein emporragender, der Aufmerksamkeit würdiger Glanzpunkt zu bemerken ist. Für das Gemüth, welches von dem glänzenden Ziele der ewigen Seligkeit geblendet ist, tritt alle Rücksicht auf das irdische Leben, auf Sitte und Sittlichkeit, jede Mahnung der Pie-

tät für die natürlichen, menschlichen Verhältnisse von selbst in tiefen Hintergrund. Es ist die Stimme seines Gemüthes selbst, die dem Menschen zuruft, daß ein so großes, herrliches, übernatürliches Ziel nur durch außerordentliche, übernatürliche Mittel erreichbar ist. Er lauscht daher mit ängstlicher Begierde auf mögliche Eingebungen und Winke, sei es unmittelbar von Oben, oder mittelbar durch den Mund des Priesters, damit er erfahre, durch welche außerordentlichen Geistesübungen, durch welche Buß- und Sühnehandlungen er die göttliche Gnade und durch sie die himmlische Seligkeit erwerben möchte. Zudem macht es ja die Kirche dem Christen zur Pflicht, die natürliche Vernunft den unfehlbaren Aussprüchen der Kirche (im Katholicismus) oder denen der Bibel (im Protestantismus), als welcher eben der Charakter der Vernünftigkeit und Sittlichkeit nicht durchaus und überall aufgeprägt ist, unterzuordnen.

Das Gefährliche der Himmelslehre springt sonach jedem Unbefangenen in die Augen. Es versteht sich sonach von selbst, daß es nichts so Unsinniges, nichts so Barbarisches giebt, das, wenn es nur halbweg in Zusammenhang mit jenem im Himmelsglanze strahlenden Ziele sich bringen läßt, einem für dieses Ziel schwärmenden Gemüthe nicht als annehmbar, ja als ganz vortrefflich dargestellt werden könnte. Kurzum! mit einem dafür eingenommenen Menschen läßt sich anfangen, was man will. Willst du etwas von ihm erreichen, so wirst du schwerlich deine Absicht verfehlen, wofern du der Sache, von der es sich handelt, irgend eine, wenn auch noch so weit her geholte Beziehung auf die himmlische Seligkeit anzudichten, einen frommen, himmelblauen Anstrich ihr zu geben verstehst. In dieser Lehre ist die Hauptquelle zu erkennen, aus der alle Gräuel und alle die zahllosen, ungeheuerlichen Abgeschmacktheiten, von denen die Geschichte der Christenheit wimmelt, geflossen sind; und wahrlich, es ist an der Zeit, und es ist der Mühe werth,

an die Verstopfung dieser unheilvollen Quelle, durch alle Mittel, welche Vernunft und Humanität an die Hand geben, zu denken.

Sinn für Geschichte, Sinn für Natur- und Menschenkunde mehr und mehr im Volke zu beleben, muß zu diesem Zwecke unser vornehmstes Augenmerk sein. Des Volkes Anhänglichkeit an den Glauben, in dem es erzogen worden, an die Kirche und ihre Diener unmittelbar und auf blos verneinendem Wege zerstören zu wollen, wäre ein rohes und obendrein unvernünftiges, weil zweckwidriges Verfahren. [6])

Die sittliche Bedeutung der Geschichte.

Eine der ergiebigsten Erkenntnißquellen für Solche sowohl, denen das Wohl des Volkes anvertraut ist, als für Diejenigen, denen es daran liegt, sich zu unterrichten über das beste Verhalten gegenüber den anderen Menschen und über die besten Grundsätze, welche durch das Labyrinth des Lebens uns leiten sollen, ist die Geschichte, besonders die einzelner Staaten und Städte. Lehrreich aber für Jeden ist vorzugsweise die Geschichte einzelner Persönlichkeiten, welche durch Charaktertüchtigkeit oder durch einzelne große, für die Menschen heilbringende Leistungen und Thaten auf dem Gebiete der Wissenschaften, Künste, Gewerbe, auf der Laufbahn des Staatsmannes oder Kriegers sich ausgezeichnet haben. Nicht nur lehrreich ist dieser Zweig der Geschichte, sondern er übt auch eine unmittelbar und ungemein belebende, stählende Kraft auf unser sittliches Gefühl aus. Je wahrheitgemäßer und unparteiischer solche Lebensbeschreibungen sind, desto besser. Selbst die Wahrnehmung einzelner Schwächen, Mängel und Fehltritte von bedeutenden Persönlichkeiten, denen wir im Ganzen unsere Achtung und Dankbarkeit zu zollen uns gedrungen fühlen, regt uns zur Selbstprüfung an, bewahrt uns vor unbil-

ligen und überspannten Ansprüchen an die Menschen, mit denen wir gewöhnlich verkehren, macht uns geneigt, was sie etwa Gutes und Schätzenswerthes haben, an ihnen zu entdecken, und stets im Auge zu behalten, trotz einer oder andern abstoßenden Seite, die sie für uns haben mögen, trotz einem oder andern Fehler, der ihnen wirklich eigen sein mag.

Wer einmal Sinn und Geschmack für solche Schilderungen aus der wirklichen Welt gewonnen hat, den müssen die entweder ganz erdichteten, oder aus Dichtung und Wahrheit zusammen gesetzten Geschichtchen und Wesen, wie sie in der katholischen und protestantischen heiligen Literatur vorkommen, in hohem Grade anwidern. Und umgekehrt: wer sich einmal in die phantastische Welt der Bibel, der Tractätchen, Missionsblätter, Heiligenlegenden u. dgl. m. eingelebt hat, für den hat die wichtige Erkenntnißquelle, von der hier die Sprache ist, keinen Geschmack und keine Heilskraft. Hatte er auch ursprünglich Sinn und Gabe für Menschenbeobachtung und Beurtheilung, sie müssen ihm verloren gehen in dem beständigen Verkehre mit den Geschöpfen einer schwärmerischen Einbildung. Er wirft alle Menschen, die ihm in der Bücherwelt oder im wirklichen alltäglichen Leben vorkommen, in zwei Klassen; er scheidet sie in die Schafe zur Rechten und in die Böcke zur Linken. Für ihn giebt es nur Rechtgläubige, oder Ketzer und Ungläubige. Alle anderen Unterschiede der Menschen sind ihm von seinem erhabenen, überirdischen Richterstuhle aus entweder ganz unsichtbar, oder doch gar keiner ernsten Beachtung werth. Wie aber mit solchem summarischen und bornirten Verfahren gründliche und gerechte Würdigung der verschiedenen Persönlichkeiten, wie verständige und rücksichtsvolle Behandlung der Menschen, Verträglichkeit, Frieden im häuslichen und öffentlichen Leben, wahre Demuth und Bescheidenheit bestehen mögen, das beantwortet sich von selbst.

Uebrigens ist ein Freund der unverfälschten Geschichte, als

solcher, kein Feind der Dichtung, aber allerdings ein Feind jener Lügenhaftigkeit, welche Dichtung, oder „Dichtung und Wahrheit" als wirkliche Geschichte, als reine, durchaus wahre Thatsache, auf deren Bezweifelung die Strafe ewiger Verdammniß stehe, ihm aufdringt.

In allen Fragen von allgemein menschlicher Bedeutung sind die Bedürfnisse der Gegenwart, die Erfahrungen der Vergangenheit, nach Umständen auch die Ergebnisse der Naturforschung zu beachten. Auch die sogenannten religiösen Wahrheiten dürfen keine Ausnahmen in Bezug auf jene Bedürfnisse, auf jene Erkenntnißquellen für sich beanspruchen. Als religiöse Wahrheit ist so Manches in früheren Zeiten den Völkern geboten und von ihnen gläubig hingenommen worden, was die Folgezeit als großen Irrthum und unheilvollen Wahn erkannt und für immer verworfen hat. Eine geistige Sphäre, die nichts von den Erfahrungen der Geschichte, nichts von den Ergebnissen der Naturwissenschaften wissen will, und vom thätigen Leben scheu sich zurückzieht und abschließt, muß von vornherein den Verdacht der Lichtscheue, der Selbsttäuschung, der Unhaltbarkeit in Jedem erregen, der von reinem Wissens- und Erkenntnißdrange beseelt, gewohnt ist, sonst und in anderen Kreisen geistiger Thätigkeit nichts gelten zu lassen, was von jenen wichtigen Instanzen abgewiesen und verworfen wird. Der Zumuthung, in eine solche natur- und lebensscheue Sphäre einzutreten, Folge leisten, heißt ihm soviel als blindlings in das boden- und grenzenlose Gebiet der Träumerei, der Schwärmerei und des Aberglaubens eintreten, und jedenfalls erklärt er sich dagegen, daß man aus dem dunkeln Gebiete bloßen Ahnens und Wähnens die leitenden Grundsätze für die Anordnung oder Aufrechthaltung unserer irdischen Verhältnisse und Anstalten hernehme.

Die Theologen führen gerne, den Philosophen gegenüber, die Worte an, die Shakespeare dem Hamlet in den Mund legt:

There are more things in heaven and earth, Horatio,
Than are dreamt of in your philosophie.

„Es giebt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, von denen euere Philosophie nichts träumt.“

Darauf läßt sich entgegnen: Der Erkenntnißkreis des größten Philosophen ist allerdings noch nicht die Grenze der Wesen und Dinge; sein Horizont ist nicht der des Weltalls, sondern immer nur ein sehr winziges Stück davon; so viel ist richtig. Vieles giebt es ohne Zweifel, wovon unsere Philosophie nichts träumt; daraus aber folgt keineswegs, daß die Träume der Theologie lauter ausgemachte Wahrheiten sind; denn nur für Träume und für nichts weiter können zunächst und zur Zeit noch die Lehren der christlichen Theologie von übersinnlichen Wesen und vom Jenseits angesehen werden, zumal diese Lehren zum großen Theile im Widerspruche mit sich selbst sowohl, als mit Natur, Leben und Geschichte stehen. [7])

Der Christ und der Mann von Weltbildung.

Was zu einem wahrhaft gebildeten Manne gehört, ist, bei einem festen Kerne gediegener Grundsätze, die Fähigkeit und der gute Wille, mitunter auch in Andere sich hinein zu denken, auf den Gesichtspunkt sich zu stellen, von dem aus sie die Welt ansehen mögen, aus dem vielleicht ziemlich beschränkten und an Erfahrungsquellen armen Kreise, in dem er selbst lebt, in andere Länder mit ihren verschiedenen Religionen, Sitten, Staatsverfassungen, sowie auch aus der Gegenwart in denkwürdige Zustände, in weltgeschichtliche Ereignisse und Geistesrichtungen der Vergangenheit sich zu versetzen. Wer diese Fähigkeit hat und sie fleißig übt, der wird zu seinem und Anderer Besten von mancher Einseitigkeit, sowie von mancher

Ungerechtigkeit bewahrt bleiben, dem wird solche Uebung den reichsten Stoff zur Vervollständigung oder zur Befruchtung seiner Kenntnisse, zur Erweiterung seines geistigen Gesichtskreises, mit Einem Worte, zu seiner Fortbildung und Veredelung zuführen.

Ein gläubiger, frommer Christ wird freilich von einem solchen Ansinnen, wie das hier ausgesprochene, nichts wissen wollen. Er braucht sich ja, seiner Ansicht nach, nur im Reiche Gottes einzubürgern; lebte er auch auf dem entlegensten Dorfe, er braucht sich geistig nicht über die Grenze seiner Dorfflur zu versteigen; macht er ja im Geiste einen Ausflug darüber hinaus, so ist es in „das heilige Land" und in die verschiedenen Schauplätze der Missionsthätigkeit. Seine einzige Herzensangelegenheit ist ja, wahrer Christ zu sein und wahre Christen um sich her zu sehen. Christlicher Glauben und christliches Leben aber gedeihen desto besser, je weniger der Mensch von der Welt weiß, von ihren Angelegenheiten berührt und in Anspruch genommen wird. Ihm ist nichts günstiger als Abgeschlossenheit und Unwissenheit. Solch ein christliches Vegetiren mag nun wohl für Einen und Anderen seine gemüthliche und behagliche Seite haben; im Ganzen jedoch und für das Ganze ist es von höchst ungemüthlichen Folgen.

Gut und nothwendig für Jeden, soll er sich nicht verflachen, oder sich selbst verkennen und verirren, ist allerdings eine häufige Einkehr in sich selbst, wie sie das Christenthum uns zur Pflicht macht; aber eben so heilsam für Jeden ist es, zu Zeiten auch in fremdes Sein und Leben sich hinein zu denken und zu fühlen, oder es wenigstens zum Gegenstande seiner Betrachtung zu machen. Ein solches Aussichgehen ist dem Geiste, was die Bewegung in frischer, freier Luft oder der Wechsel der Nahrungsstoffe dem Leibe ist. Empfehlenswerth in dieser Hinsicht ist die Beobachtung der Vorgänge um uns her, der Erscheinungen in der Natur und in der gegenwärtigen Menschenwelt,

der Umgang mit Andern, wo möglich auch mit Solchen, die nicht unserem eigenen Stande und Berufe angehören, deßgleichen das Lesen guter Geschichtsbücher, Lebens- und Reisebeschreibungen. Indem wir auf diese Weise über den Kreis der uns eigensten und gewöhnlichsten Vorstellungen und Gedanken hinausgehen, werden wir gleichwohl auf mancherlei Anlässe und Aufforderungen, in uns zu gehen, stoßen.

Sitte und Lebensart.

Anstand in Sprache und Benehmen, Vermeidung alles Dessen, was überhaupt des Anderen Sinn für das Schöne und Ehrbare beleidigen, was die Eigenliebe und Selbstachtung des Andern unnöthigerweise verletzen möchte, ist nicht nur ein Erforderniß für den, welcher auf dem großen Schauplatze der Welt, in den höheren Kreisen der Gesellschaft, eine würdige Stellung einnehmen und behaupten will, sondern auch für Jeden, der bei dem Streben nach seinem eigenen Glücke auch Rechte und Ansprüche der Andern beachten zu müssen glaubt, also für Jeden, der auf den Namen eines verständigen und gutgesinnten Menschen Anspruch macht.

Wer nicht Zeit und Gelegenheit hat, das Leben und Treiben der Menschen einer gründlicheren Beobachtung zu unterwerfen, der macht sich keine Vorstellung davon, wie viel gute Unternehmungen von vornherein vereitelt, oder auf halbem Wege der Ausführung wieder rückgängig gemacht, wie viel schöne und glückliche Verhältnisse im Keime zerstört werden durch jene Formlosigkeit und Plumpheit in Rede und Benehmen, die oft in der Rohheit des Herzens und der Gesinnung, noch öfter aber in bloßer Zerstreutheit und Unachtsamkeit ihren Ursprung hat, indem die Menschen vergessen, daß bei der Verfolgung aller, auch der edelsten Zwecke, es nicht nur darauf ankommt, *was* wir denken und beabsichtigen, sondern auch *wie* wir das

Gedachte und Beabsichtigte in Worten und Handlungen ausdrücken.

Dem deutschen Volke namentlich, das in so manchem andern Betracht andere Völker überragt, kann man den Vorwurf machen, daß es die äußeren Formen der Bildung und Gesittung zu sehr vernachlässigt, trotz seinem tiefen Schönheitssinn, der sich in dem Reichthum an großen Künstlern und Dichtern hinlänglich beurkundet.

Französische Liebenswürdigkeit soll hiermit keineswegs den Deutschen zum Muster aufgestellt werden; uns künstlich aneignen zu wollen, was den Franzosen so zu sagen angeboren ist, wäre ein thörichtes Bestreben; aber ein anständiges, rücksichtsvolles Benehmen im öffentlichen und gesellschaftlichen Leben, selbst unsern persönlichen Feinden gegenüber, können und sollen wir uns zur Pflicht machen; ein solches mögen wir stets beobachten, ohne daß deutscher Redlichkeit und Geradheit der geringste Eintrag geschähe.

Daß übrigens in diesem hier berührten, keineswegs gleichgültigen Punkte die Deutschen neuerer Zeit auf dem Wege der Besserung und des Fortschrittes begriffen sind, läßt sich nicht läugnen. Vor Allem gilt es, denselben bei der Jugenderziehung wohl im Auge zu behalten; denn, wie gesagt, nicht wenig hängt davon ab. Die Gelegenheiten und Anläße, Anderen Dienste von großem Belange zu erweisen, sind selten; dagegen bin ich fast immer in dem Falle, durch kleine Aufmerksamkeiten und Rücksichten meiner Umgebung das Leben, wenn nicht zu verschönern, doch erträglicher und behaglicher zu machen.

Freundliche und gefällige Sitte ist jedenfalls mehr, als der Heiligenschein mönchischer Tugend, geeignet, des Lebens düstere Schatten zu zerstreuen; und zwar wird sie desto wohlthätiger wirken, je weiter entfernt sie von allem aufdringlichen und augenfälligen Wesen sich halten wird. Nur der Unverstand verachtet sie; denn sie beflügelt den Gang des Geschäftslebens;

sie erleichtert die Annäherung der Vermögens-, Standes- und Glaubensunterschiede, und gleicht dieselben in einem gewissen Grade aus; ja, sie stellt eine Art Verbrüderung der verschiedensten Völkerschaften her; auch in der weitesten Ferne vom Vaterlande wird das Gefühl der Fremde in uns um Vieles gemildert, überall, wo wir von gesitteten Menschen uns umgeben wissen und sehen.

Die Sprache.

Ein unmittelbares, übernatürliches Einwirken eines höchsten, rein geistigen Wesens auf unser Leben, sei es zu unserem Wohl oder Wehe, ist schlechterdings auf keine überzeugende Weise darzuthun. Wir haben unser Heil und unsere Hilfsquellen nicht von einer uns jedenfalls unzugänglichen Geisterwelt herzuleiten. In der äußeren natürlichen Welt überhaupt, insbesondere aber in der Mitwirkung Anderer und in uns selbst, in unseren eigenen Fähigkeiten und Kräften, hier oder nirgends sonst, sind die Quellen unseres Wohles, sind die Rettungsmittel in unseren Bedrängnissen zu suchen und zu finden. Mein Glück kommt mir nur durch meine Hände und durch die der anderen Menschen. Was nun die Betheiligung der Letzteren hierbei betrifft, bestimmt sich diese natürlich großentheils durch mein Verhalten gegen sie.

Die Kunst, sein Glück zu begründen, besteht zur Hälfte in der Kunst, mit den Menschen gehörig umzugehen, und diese hinwieder mehr als zur Hälfte in der Kunst, in dem angemessenen Tone mit ihnen zu sprechen, in dem Tone, den ihr Alter, ihr Stand, ihre Bildungsstufe, ihr Charakter, ihre angeborenen Neigungen und Abneigungen erfordern. Alle Schmeicheleien auf der einen Seite, wie andererseits alle unnöthigen Sticheleien, Kränkungen und Quälereien sind sorgfältigst zu meiden. Durch Schmeichelei gefährde ich des Nächsten, durch

grobe und ungezogene Reden mein eigen Wohl. Es fehlt im Leben nicht an Anlässen, wo es die Pflicht, die Rücksicht auf des Nächsten Wohl selbst erheischt, harter und derber Ausdrücke gegen ihn sich zu bedienen; an solchen Anlässen wollen wir uns genügen lassen; sie zu suchen, verräth krankhafte Gereiztheit oder ein böses Herz; sie ohne Maß und Schonung auszubeuten, sich in das Gebiet eigentlicher Schimpfreden dabei zu verirren, verräth Mangel an Selbstbeherrschung und Bildung und entwürdigt uns selbst vor dem Gegenstande unserer Vorwürfe. Stets sei uns, wenn wir auch absehen von dem, was ein Mensch dem andern in allen Fällen schuldig ist, stets, wenigstens um unserer selbst willen, sei uns die schlichte, aber hochwichtige Wahrheit gegenwärtig: aus bösem Samen können nur böse Früchte reifen, aus Hohn und Schmach, für Andere gesäet, darf Keiner Früchte der Liebe für sich selbst zu ernten hoffen.

Es giebt keine so selbstverständliche Wahrheit als die eben ausgesprochene, aber auch, leider! keine, die öfter von den Menschen vergessen und vernachlässigt würde. Und das kommt zum Theile auch daher, daß man eben die Menschen immer an die Gnade Gottes, als ihre wahre und einzige Hilfsquelle, hinweist. Habe ich die Gnade Gottes, so stehen mir auch die Herzen aller Menschen zur Verfügung; Gott hat ja die Herzen der Menschen in seiner Hand und lenkt sie wie Wasserbäche. Auf keinen Fall kann dem Lieblinge Gottes die Feindschaft der Menschen auch nur ein Härchen krümmen. Der Christ hält demgemäß sein Glück und Heil keineswegs für abhängig von seiner Handlungsweise, oder gar von der Sprache, deren er sich gegen Andere bedient. Er singt:

Ist Gott für mich, so trete
Gleich Alles wider mich;
So oft ich ruf und bete,
Weicht alles hinter sich.

Hab ich das Haupt zum Freunde,
Und bin beliebt bei Gott;
Was kann mir thun der Feinde
Und Widersacher Rott? [8])

Soll meine Rede bei den Menschen etwas bezwecken, so habe ich Persönlichkeit, Zeit und Oertlichkeit zu beachten. Was ich Einem unter vier Augen sage, kann von bester Wirkung sein, während es, öffentlich mitgetheilt, vielleicht im höchsten Grade sein Ehrgefühl empören und zu nichts dienen würde, als mir einen gefährlichen Feind zu machen. Dagegen giebt es solche Persönlichkeiten, bei denen vertrauliche Vorstellungen schlechterdings nichts fruchten; handelt es sich um einen Verweis oder Tadel, der ihnen zu ertheilen ist, so sind sie taub, so lange es nur unter vier Augen geschieht; sie wollen durchaus öffentlicher Rüge und Beschämung ausgesetzt sein; nur eine solche macht Eindruck auf sie. Ihr Wille geschehe!

Will ich bei dem Einen etwas durchsetzen, so muß ich ohne alle Umschweife und Verblümung sprechen, sonst versteht er mich nicht; bei dem Andern darf ich, um zu meinem Ziele zu gelangen, schlechterdings nicht gerade darauf lossteuern; ich darf mein Anliegen nur gelegentlich, nebenbei und ohne besonderen Nachdruck vorbringen; auch darf ich es ihm nicht ganz unverhüllt mittheilen; ich muß ihm die Freiheit vielmehr lassen, meinen Wunsch selbst zu errathen und ungemahnt mir entgegen zu kommen. Sogar eine rechtmäßige Forderung darf ich ihm nicht als solche vortragen, ich muß die Sache so einzukleiden wissen, daß es das Ansehn habe, als würde ich den Abtrag der betreffenden Schuldforderung als eine Gefälligkeit ansehen und hinnehmen.

Viel kommt auch darauf an, zu wissen, wo der Ton des Scherzes, wo der des Ernstes anzustimmen ist. Was durch jahrelanges, ernstliches, noch so tief und gründlich in den fraglichen Gegenstand eingehendes Zureden nicht auszurichten war,

das hat oft eine leicht hingeworfene, harmlose Scherzrede in einem Augenblicke zuwege gebracht. Der lange Zögernde ward durch den ganz neuen Anstrich, den die Sache gewonnen, angenehm überrascht, und unter dem Zauberschlage dieser Ueberraschung schwanden Berge von Schwierigkeiten plötzlich zu Maulwurfshügeln zusammen.

Wer in gesellschaftlichen Kreisen und sonst den Ton des Scherzes anstimmt, der vergesse nicht, daß er sich auf einen schlüpferigen Boden begiebt, auf dem er selbst leicht ausgleiten kann, während er etwa nur daran denkt, Anderen einen lächerlichen Fall zu bereiten.

Scherze, sagen die Italiener, müssen beißen wie die Lämmer, nicht wie die Wölfe. Wer über jeden beliebigen Gegenstand, ohne andere Absicht, als um auf der *einen* Seite Gelächter, auf der andern aber Aerger zu erregen, die Lauge des Spottes ausgießt, der erregt dadurch eben kein günstiges Vorurtheil für seine eigene Persönlichkeit. Unter den Witzbolden von Profession sucht der Menschenkenner wenigstens keinen Mann von Geschäftstüchtigkeit, keinen Mann von gründlichem Denken und gediegenem Charakter.

Den Ton des Scherzes anzustimmen, ist ein Leichtes; aber schwer ist es, zu rechter Zeit damit einzuhalten. In dieser Hinsicht kommt das Sprichwort in Betracht: Was zu lange währt, lautet nicht schön. Wenn irgendwo, so ist auf diesem Gebiete alle Wiederholung zu meiden. Ein Witzwort darf, auch wenn es an sich noch so unschuldig und harmlos ist, nur Einmal aufgetischt werden; durch Wiederaufwärmen wird es zum unverdaulichen Brocken, zum Schimpfe.

Man kann im Leben gar oft den Wunsch äußern hören: „O, wäre ich reich! wie viele Glückliche wollte ich machen!"

Ein recht gutmüthiger Wunsch! Wer ihn aber hegt und äußert, scheint keine Ahnung davon zu haben, welch ein unerschöpflicher Reichthum an Mitteln, Anderer Glück zu fördern und Unheil zu verhüten, in der Sprache einem Jeden zu Gebote steht, einem Jeden, er sei arm oder reich, der den guten Willen und das Geschick hat, sich ihrer gehörig zu bedienen.

Schon ein Weiser des Alterthums hat die Zunge „das schlimmste und das beste Ding in der Welt" genannt. Wie Vieler Leben und Lebensglück ging zu Grunde durch Zwischenträgerei, Ohrenbläserei, verleumderische und aufhetzende Reden! und hinwieder wie viele Jahre lang sich hinschleppende Familienzerwürfnisse wurden durch das begütigende Zureden eines verständigen und redlich gesinnten Vermittlers im Verlaufe eines einzigen Stündchens zur glücklichsten Auflösung gebracht!

Wir thuen wohl, in unseren Reden dieselbe Vorsicht, wie in unseren Handlungen zu brauchen. Feindselige Handlungen, die oft nur Dinge betreffen, deren Verlust sich vergüten und wieder ersetzen läßt, werden mitunter leichter vergessen, als feindselige Reden, welche die Ehre des Nächsten angreifen, da diese als etwas Unersetzliches betrachtet wird. Auch ist zu erwägen, daß Worte ihrer Natur nach zumeist deutlicher sprechen, als Handlungen, und daß sie ihr unveränderliches Gepräge behalten. Die scharfsinnigste Auslegungskunst ist nicht im Stande, ein Schimpfwort, eine Schmährede zu einem Complimente, zu einem Panegyrikus umzustempeln, während schon manche Handlung, die zuerst als eine offenbare Feindseligkeit erschien, in der Folge als ein wahrer Freundschaftsdienst sich erwies, und mit großem Dank als solcher anerkannt wurde.

Nicht unbeachtet endlich dürfen wir bei dieser Gelegenheit noch Einen Umstand lassen, nämlich daß, im Allgemeinen wenigstens, für den Punkt der Ehre weit mehr Empfindlichkeit unter der armen, besonders unter der dienenden Volksklasse,

vorhanden ist, als selbst unter den Reichen, Vornehmen und Mächtigen. Ganz natürlich! denn für Erstere ist die Ehre eine viel unentbehrlichere Lebensbedingung als für die Letzteren.

Wer den Reichen und Mächtigen schmäht, von dem pflegt man zu sagen: „er bellt wider den Mond.“ Dagegen den Armen schmähen so viel ist, als sich an seinem einzigen Kleinode, ja an seinem Leben selbst vergreifen; denn wer den Armen ehrlos macht, der macht ihn auch brodlos.

Man findet öffentlichen Dienstgesuchen häufig die Bemerkung beigefügt, daß weniger auf großen Lohn als auf gute Behandlung gesehen werde; unter einer guten Behandlung wird in solchem Falle verstanden: billige Rücksichtsnahme auf die Arbeits- und Leistungsfähigkeit des Dienstsuchenden, und dann: e i n e f r e u n d l i c h e A n s p r a c h e.

Mit Bären, Wölfen, Ochsen, Hunden mag man brummen, heulen, brüllen, bellen, knurren und keifen! Ein Mensch kann von dem andern verlangen, daß er eine menschenwürdige Sprache mit ihm rede.

Reden und Schweigen haben beide, je nach Zeit und Umständen, ihren Werth und Unwerth.

Schweigen hat schon gar manchen Tod und Verderben drohenden Streich zum leeren Luftstreiche gemacht. Ein italienisches Sprichwort sagt zum Lobe des Schweigens sehr schön: Chi parla, semina; chi tace, raccoglie; wer spricht, der säet; wer schweigt, der erntet.

Nicht zu leugnen ist freilich, daß unzeitiges Schweigen auch Unheil genug anrichten kann. Manches an sich unbedeutende Versehen, das im Augenblicke der Wahrnehmung besprochen, einen Augenblick darauf spurlos in Vergessenheit gerathen wäre, ward durch Verschlossenheit zum Verbrechen, zum unheilvollen Ungeheuer ausgebrütet, wie denn der kleinste Dorn, in's Fleisch eingedrungen, ein tödtliches Ge-

schwür erzeugen kann, wenn er nicht zur rechten Zeit an das Licht gezogen wird.

Arm und Reich.

Nicht wenig kommt darauf an, daß die Armen und Reichen ihre beiderseitige Lage richtig verstehen, damit weder die Einen, noch die Andern in ihrem gegenseitigen Verkehre, zu ihrem eigenen Schaden sich verfehlen.

Von den Reichen wird zumeist gerade das, was den wesentlichsten und zugleich bittersten Bestandtheil der Armuth ausmacht, ganz übersehen, nämlich die beständig ihr drohende Ungewißheit und Unsicherheit der Zukunft. Nicht die Empfindung der einzelnen Entbehrungen ist das Bitterste der Armuth, sondern vielmehr das Gefühl jener Ungewißheit und Unsicherheit ihrer Lage. Dieß ist der nagende Wurm am Herzen des Armen, und die herbste Würze seiner einzelnen Leiden und Entbehrungen; diese Unsicherheit ist es, die sogar die augenblickliche Stillung seiner Bedürfnisse verkümmert, die, wie die Harpyen der griechischen Sage, selbst sein spärliches Mahl verunreinigt und vergiftet. Auch im Leben des Reichen kann es vorkommen, daß er auf Erfüllung gar manchen Wunsches verzichten muß, daß er in große Verlegenheiten geräth, übermäßiger Arbeit und Anstrengung sich zu unterziehen hat, zeitweise wohl gar allem Ungemache, allen Entbehrungen der Armuth ausgesetzt ist. Was aber immer auf dergleichen Vorkommnisse und Lagen des Reichen ein mildes, versöhnendes Licht wirft, das ist eben die Gewißheit oder doch Wahrscheinlichkeit eines nahen Endes solcher Zustände und Störungen. Nichts davon zu sagen, daß dergleichen Erlebnisse meistens nur in Folge freier Entschließungen vorkommen. Sahen wir doch in unsern Tagen Männer von hochfürstlichem Range allen Genüssen ihrer Paläste entsagen,

um die entlegensten und unwirthsamsten Länderstriche zu besuchen!

Was außerdem geeignet ist, den Unmuth des Armen fortwährend zu nähren, und diesen Unmuth, nach Umständen, bis zur Erbitterung zu steigern, das ist die Geringschätzung, welche er seitens der Reichen und Bemittelten, ja wohl auch von seines Gleichen vielfältig erfahren muß, besonders jene Geringschätzung, welche zugleich ein Mißtrauen in seine Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit durchblicken läßt, vorausgesetzt nämlich, daß er Ehrgefühl hat und seiner redlichen Gesinnung sich bewußt ist; eine Voraussetzung übrigens, die in der Wirklichkeit wohl eher, als nicht, begründet sein wird, da ein ehrlicher Name, ein guter Leumund für den Reichen ein Schmuck, eine Zierde unter andern Zierden, für den Armen aber eine unentbehrliche Lebensbedingung ist.

Endlich kommt hier noch Eines in Betracht. Man beschuldigt nur zu oft den geschäftslosen Armen der Faulheit und Arbeitsscheue, während in Wahrheit seine von ihm selbst schmerzlich genug empfundene Lage hauptsächlich auf Rechnung jener unseligen Rathlosigkeit zu setzen ist, in die ein Jeder früher oder später versinken muß, wenn seine Leidensfähigkeit über ein gewisses Maß hinaus auf die Probe gestellt wird, und seinen nach Rettung und Hilfe angstvoll spähenden Blicken das Elend als eine endlose Wüste entgegenstarrt.

Mangel, der sich auf einen verhältnißmäßigen Grad und Zeitraum beschränkt, kann wohl den Forschungsgeist anregen und zur Thätigkeit anspornen; aber Armuth, die dem Menschen Monate und Jahre lang versagt, was selbst zu seiner leiblichen Gesundheit unumgänglich nothwendig ist, die es ihm zugleich unmöglich macht, mit der Außenwelt in ununterbrochener Verbindung sich zu erhalten, sie muß lähmend auf die Spannkraft aller sittlichen Triebfedern und abstumpfend auf den Geist einwirken.

Mäßige Kälte reizt uns zur Bewegung und beflügelt unsere Schritte; aber übermäßige und anhaltende Kälte benimmt uns Athem und Besinnung, macht die Glieder erstarren und arbeitsunfähig. In ähnlicher Weise wirken vorübergehende Noth und eigentliche, in jedem Augenblicke und in jeder Beziehung längere Zeit sich fühlbar machende Armuth auf den ganzen Menschen ein.

Die Armen ihrerseits vergessen nicht selten, daß auch großer Reichthum kein unerschöpflicher Brunnen ist, daß des Reichen Besitzungen oder Geschäftsbetrieb zu ihrer Erhaltung, Förderung und Vervollkommnung fortwährend einen bedeutenden Theil seines Vermögens zur Verwendung für sich in Anspruch nehmen, daß, wenn allerdings der Reiche verpflichtet ist, der Armuth zu steuern und ihr beizustehen, er doch selbst allein im Stande ist, richtig zu beurtheilen, wie viel er wirklich in dieser Beziehung leisten kann, ohne seine eigenen Vermögensumstände zu zerrütten, daß gar Mancher für reich gilt, während der Erfolg seiner kostspieligen Unternehmungen von der Sorgsamkeit und Rechtschaffenheit so vieler Andern, von hundert, oft gar nicht vorauszusehenden Zufälligkeiten zur Zeit noch abhängig ist, daß man aber billigerweise nur dem, welcher selbst bereits feststeht, zumuthen kann, einem Andern, der darniederliegt, emporzuhelfen.

Volk und Regierung.

Es kann vorkommen, daß eine Regierung besser, sowie daß sie schlechter ist, als das Volk, an dessen Spitze sie steht; aber durchschnittlich darf man annehmen, daß eine Regierung der mehr oder minder klare Spiegel des im Volke herrschenden Geistes und Bildungsgrades ist, daß ein Volk der Regierung, die es eben hat, werth ist.

Angenommen, ein Verein von lauter talent- und kennt-

nißvollen, rechtlich gesinnten und strebenden Männern sei am Ruder der Staatsgewalt; aber das Volk sei roh, unwissend, im dicksten Aberglauben versunken, Allem, was seine Geistesträgheit, seinen tiefen Seelenschlaf zu stören droht, auf's Entschiedenste abhold; eine Regierung, die es mit einem solchen Volke zu thun hat, wird schwerlich, in ihrer vereinzelten Stellung, sich lange halten; sie gleicht einem in voller Blüthe prangenden, aber entwurzelten Baume, der keine Früchte tragen kann.

Die Beamten sind die Glieder des Staatskörpers, welche Thron und Volk vermitteln; die Beamten, aus den obern, untern und untersten Schichten des Volkes hervorgegangen, machen natürlich den herrschenden Volksgeist, in dem sie selbst auferzogen worden, welcher immer er sei, gut oder schlecht, roh oder gesittet, dem Volke gegenüber geltend.

Der Fürst selbst und die ihm zunächst stehenden Staatsdiener seien noch so erleuchtet und landesväterlich gesinnt, der Pedantismus der übrigen Beamten, ihre Rohheit in der Behandlung derer, die mit ihnen, als solchen, zu thun haben, ihre Lässigkeit, ihre Habsucht und Bestechlichkeit, ihre Mißgriffe in der Ausführung der von Oben ergangenen Verordnungen, können zur Hälfte, was von der obersten Regierungsgewalt Vernünftiges zum Wohle des ganzen Volkes angeordnet worden, verpfuschen, zerstören; die Wahrnehmung aber von der Fruchtlosigkeit ihres eigenen Strebens und Wirkens kann natürlich auf die eben bestehende Regierung nur einen entmuthigenden Eindruck machen, wohl gar auf den Gedanken sie bringen, daß sie eine unrechte Bahn eingeschlagen habe, dieselbe also wieder verlassen müsse.

Im Allgemeinen zu sprechen, darf man wohl behaupten: wie das Volk, so die Regierung; denn wie das

Volk, so die aus seiner Mitte hervorgegangenen Beamten. Das Volk selbst trägt einen großen Theil der Verantwortlichkeit für das, was seine Regierung will und thut.

Es ist zu wünschen, daß jede Regierung von Achtung gegen das Volk, dessen Schicksal in ihre Hände gelegt ist, erfüllt sei. Die Gewährung dieses Wunsches hängt aber auch ab von der Bildsamkeit des Volkes, von seinem Benehmen gegenüber der höchsten Regierungsgewalt und ihren Dienern, endlich von dem im Volke selbst herrschenden Geiste überhaupt.

Ein Volk, das von seiner Regierung geachtet sein will, muß vor Allem sich selbst achten, und diese Selbstachtung in jeder Beziehung und in allen Verhältnissen, im öffentlichen, wie im häuslichen Leben beweisen und an den Tag legen. Die Bürger eines Staates mögen eine in gerechtem und freisinnigem Geiste handelnde Regierung verlangen! Gut! nur mögen sie über dieser Forderung nicht vergessen, gegen einander selbst, was Recht und Sitte erheischen, stets zu beobachten.

Es müßte wahrlich nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn ein von Selbstachtung durchdrungenes Volk nicht die gebührende Achtung von Seiten seiner Regierung sich zu verschaffen und zu erhalten wüßte.

Unleugbar ist es, daß eine Regierung, findet sie nur einen einigermaßen empfänglichen Boden im Volke, des Guten ungemein viel zu stiften die Macht hat, daß die von ihr ausgehende Anregung einen gewaltigen Einfluß auf Bildung und Wohlergehen des Volkes ausüben kann, daß somit allerdings eine große Verantwortlichkeit auf ihr liegt.

Uebrigens muß man auch wieder einräumen, daß Macht und Leistungsfähigkeit der Regierungen mitunter überschätzt

und bis in das Gebiet des Wunderbaren und Fabelhaften ausgedehnt werden.

Eine Regierung, von welcher Form sie auch sein mag, bleibt immer aus Menschen zusammengesetzt, die eben als solche weder allmächtig, noch durchaus unfehlbar und über allen Irrthum erhaben sind.

Uralte Herkommen und Vorrechte, mit dem ganzen Volksleben, ja selbst mit der Sprache innig verwobene Vorurtheile stellen sich oft einer vom besten und regsten Streben beseelten Regierung als bedeutende Hemmungen entgegen, und können von ihr nicht immer wie alte, ausgetretene Schuhe behandelt werden, die man nur so mir nichts, dir nichts vom Fuße wegzuschleudern braucht.

Ein so vielköpfiges, vielgliedriges, zum Theile wohl in grauer Vergangenheit tief wurzelndes Ding, wie ein Staatskörper, darf nicht mit einer Maschine verwechselt werden, die nach Willkür durch Dampfkraft sich beflügeln läßt.

Daß eine Staatsregierung von den Fortschritten der Wissenschaft nicht Umgang nehmen darf, versteht sich von selbst; daß sie aber in ihrer öffentlichen Wirksamkeit mit dem Gange der Wissenschaft, mit dem Gedankenfluge einzelner, ihr Jahrhundert überragender Geister immer völlig gleichen Schritt halte, das zu verlangen, ist baarer Unverstand. Sie muß, so hochstrebend sie selbst sein mag, dem Altherkommen einige Rechnung tragen, und gleicht in dieser Beziehung dem mit einem gewissen schwerhinwandelnden Thiere zusammengespannten Pegasus des bekannten Schiller'schen Gedichtes.

Der Regierungen beste Stütze.

Betrachten wir den Gang des Christenthums seit seinem Entstehen, so sehen wir auch an ihm das Schicksal, dem alle

nur aus absonderlichen Zeitumständen und Stimmungen der Menschheit hervorgegangenen Anstalten unterworfen sind, seine Macht ausüben. Es breitete sich aus, und zwar keineswegs allein durch die angeblich ihm innewohnende Kraft der Wahrheit und Göttlichkeit; seine Ausbreitung verdankte es nicht wenig auch der siegreichen Waffengewalt seiner Bekenner. Sein Einfluß auf öffentliches und häusliches Leben und Streben der Völker war mehrere Jahrhunderte hindurch fortwährend im Steigen begriffen; auf einem gewissen Höhepunkt der Macht angelangt, behauptete es sich im ungeschwächten Besitze derselben eine geraume Zeit. Mit der Reformation tritt augenfällig und offenbar der Wendepunkt ein, von welchem an die rückgängige Bewegung vom großen Schauplatze der Welt, der Rückzug des Christenthums aus dem staatlichen Leben, wie aus allen Gebieten wissenschaftlichen Strebens beginnt.

Es gab einen Zeitabschnitt der christlichen Welt, wo die Entscheidung strittiger Rechtsfälle unter geistlicher Oberleitung und Beaufsichtigung dem Gottesurtheil, in den sogenannten Ordalien, überlassen wurde, wo die Aerzte es nicht wagen durften, zum Zwecke besserer Einsicht in den Organismus des menschlichen Körpers, Leichen zu zergliedern, aus Furcht, von der Kirche ausgeschlossen und verfolgt zu werden, wo die Naturwissenschaft sich nicht bemerkbar machen durfte, sollte ihr nicht sogleich der Sambenito über den Kopf geworfen, und ihr schüchtern und kümmerlich emporglimmendes Licht im Qualme des Scheiterhaufens erstickt werden, eine Zeit, wo die Philosophie nur in dem vom herrschenden Glaubenssysteme ihr vorgeschriebenen Kreise sich drehen, nur in der Vermummung der Scholastik sich öffentlich sehen lassen durfte, wo endlich die Fürsten zu keiner wichtigen Staatshandlung schreiten mochten, ohne vorerst Rath und Gutachten ihrer Beichtväter darüber einzuholen, und wo die Völker von Treue und Gehorsam

gegen ihre Fürsten durch päpstliche Machtsprüche sich entbinden ließen.

Im Rechtswesen gilt kein „Gottesurtheil" mehr; die Menschen haben das Richteramt über ihres Gleichen ausschließlich sich selbst angeeignet; Philosophie und Naturwissenschaft werden zwar von theologischer Seite noch heut zu Tage vielfach angefeindet; doch sind die von daher kommenden Anfeindungen zu ohnmächtig, als daß sie die Fortschritte des unaufhaltsam auf jenen Gebieten vorwärts schreitenden Menschengeistes im Geringsten aufhalten könnten. Auch in der Politik hat christliche Glaubens- und Priesterherrschaft bereits einen großen Theil des Bodens, den sie ehedem einnahm, verloren. Nicht sowohl freie Erkenntniß und wissenschaftliche Erleuchtung, als vielmehr ein dunkeler Selbsterhaltungstrieb, gegenüber den hierarchischen Uebergriffen in weltliche Macht und Rechte, hat die Staatsverfassungen und Regierungen nach und nach dem geistlichen Joche entzogen, oder den Druck desselben wenigstens um Vieles gemildert.

Es ist zu hoffen, daß die Regierungen des so lange nur gleichsam instinctmäßig angestrebten Zieles der Selbstständigkeit gegenüber der Kirche, seiner Recht- und Vernunftmäßigkeit sich immer klarer bewußt werden und es nimmer aus den Augen verlieren; sie werden immer mehr zur Einsicht gelangen, daß nicht gemüthliche Ahnungen und Träume, nicht religiöse Nebelbilder und Vorspiegelungen, mit denen man das Volk abspeist, sondern V e r n u n f t u n d R e c h t die besten und festesten Grundsäulen sind, auf die sie sich stützen können.

Wer zur entgegengesetzten Ansicht sich hinneigt, der bedenke doch wenigstens, was die Geschichte in so vielen Beispielen lehrt, daß, was einmal, und zwar aus tiefer liegenden Gründen, in entschiedenem Sinken begriffen, nimmermehr zur alten Bedeutung und Herrlichkeit zurückzuführen ist.

Das Emporkommen des Christenthums war nur möglich

durch die Mangelhaftigkeit und Beschränktheit der zur Zeit seines Entstehens und lange nachher geltenden Naturanschauung. Die ganze christliche Weltansicht war seiner Zeit eine kindliche; aber, dem gegenwärtigen Standpunkte der Natur- und Menschenkenntniß gegenüber, erscheint sie als eine abgelebte, veraltete, kindische Weltansicht. So wenig die Menschheit mehr zur alten Anschauung vom Erdkörper, als dem Mittelpunkte, um den sich das Weltall drehe, zurückzuführen ist, so wenig läßt sich das Christenthum wieder zum Mittelpunkte des geistigen Völkerlebens machen.

Dem göttlichen Wesen werden Plane, Gedanken und Rathschläge, die von denen der Menschheit himmelweit verschieden sein sollen, zugeschrieben; tausendmal können wir von den Kanzeln herunter Gott — den „Unerforschlichen“ — nennen hören; demungeachtet — wie denn auf theologischem Gebiete nichts aufgestellt und behauptet wird, ohne daß es auf eben diesem Gebiete selbst wieder in gewisser Art geläugnet und aufgehoben wird — demungeachtet hören wir von der nämlichen Stelle her die weltlichen Ereignisse und Zustände, vom göttlichen Gesichtspunkte aus, vielfach und verschiedentlich gedeutet und ausgelegt, werden wir von daher auf den Finger Gottes aufmerksam gemacht, der in dieser oder jener Weltbegebenheit, in diesem und jenem Stadt- oder Dorfereignisse bemerkbar sein soll. Der theologische Gesichtspunkt aber, von dem aus alle Dinge zu betrachten, das Volk in der Kirche fortwährend angeleitet wird, kann, weil er ja ein übernatürlicher, übervernünftiger, himmlischer sein will, von dem der Staatsregierung, sofern diese, ihrer natürlichen Bestimmung getreu, nur das irdische Wohl des Volkes im Auge hat, himmelweit verschieden sein, wenigstens in Bezug auf gewisse einzelne wichtige Fälle und Umstände.

Hieraus ergiebt sich soviel, daß jeder grundsätzlich auf theologischem Boden wurzelnde Staat ein seiner natürlichen und wahren Bestimmung fremdartiges Element, den mehr oder minder ausgebildeten Keim einer Art von Fremdherrschaft in seinem eigenen Schooße hegt und pflegt.

Sollen wir daran erinnern, welche Verlegenheiten einer und der anderen Staatsregierung, im Laufe der Neuzeit, sogar mitten im tiefsten, politischen Frieden, durch religiöse Fragen und kirchliche Ansprüche bereitet wurden? Wer diese Zeit nicht verschlafen hat, der kann die betreffenden Thatsachen gar leicht selbst in seinem Gedächtnisse auffrischen.

Gesunde Ansichten der Dinge überhaupt, zuverlässige Gesinnung, feste Grundsätze im Verhältnisse des Volkes zur Regierung können sich nur ausbilden, wo man bei der Anschauung der Welt keine überirdischen Wesen und Absichten herbeizieht und einmengt, wo man Alles nur vom natürlichen und menschlichen Gesichtspunkt aus zu betrachten gewohnt ist, wo das irdische Menschenwohl als Hauptaugenmerk vorwaltet.

Angenommen, eine Landesregierung sei gestürzt und eine andere Gewalt habe des Staatsruders sich bemächtigt. Was habe ich als Christ zu thun? Nichts Besseres, als die Anhänglichkeit an die frühere Ordnung der Dinge in mir zu unterdrücken, jedes Gelüsten nach Zurückführung derselben im Keime zu ertödten und der neuaufgegangenen Sonne in tiefster Ergebenheit zu huldigen und zu gehorsamen. Wenn ich so handele, kann Niemand, vom christlichen Gesichtspunkt aus, mir die Eigenschaft eines guten Bürgers absprechen; denn, indem ich der Obrigkeit, gleichviel welcher, huldige und gehorsame, thue ich, was ich als Christ pflichtmäßig zu thun habe. Das Christenthum schärft ja die Lehre ein: Jedermann unterwerfe sich der obrigkeitlichen Gewalt; denn es gilt keine

Gewalt, außer von Gott; und die, welche besteht, ist von Gott angeordnet. Römer, 13, V. 1.

Seht da den treuen, ehrenfesten Bundesgenossen, welchen die Obrigkeiten im Gottesglauben, insbesondere im christlichen, haben! So lange sie bestehen, so ist er mit ihnen; sind sie gestürzt, so kehrt er ihnen den Rücken. Vae victis!

Christlicher Grundsatz ist es: Die Unterthanen sind zum Gehorsam gegen die Obrigkeit verpflichtet, so lange als sie besteht, „so lange, als Gott sie duldet.“

Anders denkt, wer die Dinge nicht durch die himmelblau gefärbte Brille der Theologie, sondern mit seinen einfachen, natürlichen, menschlichen Augen ansieht. Ihm gilt der Grundsatz: Eine Regierung, die einmal durch unzweideutige Thatsachen bewiesen hat, daß sie von ihrem hohen Berufe erfüllt ist, und diesem nachzukommen redlich sich beeifert, darf auf unwandelbare Treue des Volkes Anspruch machen; der Pflichtverband zwischen dem Volke und einer solchen Landesregierung ist ein unauflösliches Band.

Der Christ bezieht Alles auf Gott. In allem Möglichen sieht er himmlische Vorbedeutungen, Mahnungen und Winke. Er ist daher sehr geneigt, in der Ungunst der äußeren Umstände, von denen etwa seine Landesregierung bedroht ist, des Himmels Ungunst und Ungnade, und in dem etwa obsiegenden Feinde einen Liebling Gottes zu erblicken.

„Der Sieger ist Gottes Liebling; die siegreiche Sache ist die gottgefällige Sache; sie muß also auch mir angenehm sein.“ Durch solche erbauliche Betrachtungen sucht der Christ, was in seinem Gemüthe und sonst zu Gunsten des früheren Bestandes der Dinge sprechen mag, zum Stillschweigen zu bringen.

Was von so Vielen als ein unerschütterlicher Felsgrund

der Staaten angesehen wird, das erweist sich, bei näherer Untersuchung, als ein ziemlich seichter und beweglicher Flugsand.

Der Gottesglauben ist, was das Wort selbst besagt, Sache des Glaubens und des Gemüthes, und er schwebt zwischen Himmel und Erde; die Staatswissenschaft ist Sache des Wissens und des Verstandes, und sie fußt auf dem Boden der irdischen Welt. Die Vermengung dieser beiden Elemente kann nur zu leicht zu großen Mißgriffen verleiten. Aus ihr erzeugt sich von selbst gar zu leicht der für das Völkerwohl bedenkliche Grundsatz: „Das ewige Seelenheil des Volkes ist höher anzuschlagen, als dessen zeitliches, irdisches Wohl." Ein gefährlicher Grundsatz! Denn aus ihm ergiebt sich als natürliche Folge, einmal: daß bei Besetzung der Aemter weniger auf die Tauglichkeit und Rechtschaffenheit, als auf die Rechtgläubigkeit der Bewerber Rücksicht genommen wird; zweitens: daß die Reinheit, Blüthe und Alleinherrschaft des vom Staate bevorzugten Glaubensbekenntnisses als das wichtigste Augenmerk der Staatsregierung gilt, daß sie keine höhere Aufgabe kennt, als Alles, was den von ihr begünstigten Glauben im Geringsten gefährdet, zu unterdrücken, also die von ihm abweichenden Bekenntnisse und Lehren zu verfolgen, das Licht der Wissenschaften, besonders das der Philosophie und Naturwissenschaft, wo nicht auszulöschen, doch möglichst zu dämpfen und darniederzuhalten.

Was hat Spanien gewonnen durch die Vertreibung der friedliebenden, gewerbfleißigen Morisko's unter dem religionseifrigen König Philipp III? Was Frankreich durch die grausame Verfolgung der Protestanten (Hugenotten) im sechszehnten Jahrhundert? Was durch Ludwig, des Vierzehnten, Widerruf des Edictes von Nantes? Was Böhmen durch die sogenannte Gegenreformation nach der Schlacht bei Prag am

weißen Berge 1620, unter der Regierung Ferdinand des Zweiten?

Letzterer äußerte sich, er wolle lieber ein verwüstetes Land, als verdammte Unterthanen. Und in der That, ein jämmerlich verwüstetes Land, der Verfall der edelsten und reichsten Geschlechter, der Verlust der bedeutendsten Gelehrten Böhmens, die Zerstörung der blühendsten, wissenschaftlichen Anstalten, das waren die Früchte des verkehrten, von diesem Fürsten befolgten Regierungssystemes.

Wie jede Wissenschaft, die auf das menschliche Leben sich bezieht, so muß auch die Staatswissenschaft und Weisheit auf die Kenntniß, Anerkennung und Beachtung des ganzen Menschen, des menschlichen Wesens in der ganzen Fülle seiner geistigen, gemüthlichen, leiblichen Kräfte, Anlagen und Bedürfnisse gegründet sein, in sofern also auch den einmal vorhandenen religiösen Bedürfnissen des Volkes Rechnung tragen; aber was das religiöse, weder an Raum und Zeit, noch an die Gesetze der Denklehre, noch an die Ergebnisse der Erfahrung sich sonderlich bindende Gemüth erheischt, zu seinem obersten und vorherrschenden Endziele zu machen, das heißt offenbar den natürlichen Standpunkt des thatsächlichen, irdischen, gegenwärtigen Menschenlebens, von dem aus die Staatsgewalt die bürgerlichen Verhältnisse zu überschauen und zu leiten hat, in das Gebiet des Gefühles und der Einbildung hinüber verschieben und verrücken. Wo das der Fall ist, da wird das Volk zu einer dem geistlichen Krummstabe blindlings folgenden Heerde, da wird der Staatsdiener zum Kirchendiener, der Minister zum Ministranten, da regiert nicht der Fürst, sondern sein Beichtvater, da giebt es keine wichtigere Angelegenheit, als den Glauben in der von der Kirche abgesteckten Grenze unverrückt zu erhalten, zugleich aber Herrschaft und Macht der Kirche in's Unendliche zu erweitern.

Ein klassisches Beispiel von dem Aberwitze, zu welchem eine für Gottes Ehre, Himmel und Heilige schwärmende Regierung herabsinken kann, liefert Portugals Geschichte unter Johann V., der im Jahre 1706 auf den Thron gelangte.

Merkwürdige Züge, welche Portugals damaligen Zustand kennzeichnen, enthält die Schrift Oppermann's: Pombal und die Jesuiten. Einer von diesen Zügen mag hier mitgetheilt sein. Nachdem Oppermann geschildert hat, wie es damals mit der portugiesischen Seemacht bestellt war, fährt er fort:

„Noch trauriger war der Zustand der Landarmee. Nach dem Abgange des Marschalls Schomberg, dem Portugal in dem letzten Kriege mit Spanien seine Rettung verdankte, ward der heilige Antonius zum General der Armee ernannt. Se. Majestät der König ließ es sich nie nehmen, diesem tapfern Heiligen in höchst eigener Person die Marschallsgage in einem eigenhändig gearbeiteten rothseidenen Beutel zu bringen. Die Summe dieser Gage ist nicht bekannt, daß sie aber von den Pfaffen gut verwendet wurde, läßt sich nicht bezweifeln.“

Die Theologie.

Die Welt ist zusammengesetzt aus Dingen und Wesen, die sich theils anziehen, theils anfeinden und abstoßen, die in Bezug auf denselben Gegenstand bald wohlthuend, bald feindlich und verderblich sich verhalten. Dieselbe Wandelbarkeit zeigt sich vielfach auch im Verhältnisse der Menschen zu einander. Was Wunder, wenn in ihnen Wunsch und Verlangen entsteht nach einem Wesen von stets gleichmäßiger, unwandelbarer Zuneigung und Güte? Wird nun dieses Verlangen noch besonders durch Erziehung und Unterricht angeregt und gepflegt, wie leicht ist das menschliche Gemüth von der Wirklichkeit eines solchen Wesens zu überzeugen!

Die Vorstellung von Gott und die Gewißheit von ihm ist ein Geschöpf des menschlichen Gemüthes, ein Bild, dem nicht nothwendig darum ein Wesen in der Wirklichkeit, wenigstens nicht in allen seinen Zügen, entsprechen muß. Die Beweise der Philosophen und Theologen vom Dasein Gottes sind erst entstanden, als schon längst das Verlangen nach ihm und die gemüthliche Gewißheit von ihm oder von mehreren göttlichen Wesen (wie im Heidenthum) vorhanden war. Deßgleichen sind die meisten sogenannten Eigenschaften Gottes demselben vom menschlichen Gemüthe schon längst beigelegt worden, noch ehe Theologen, Theosophen und Philosophen daran dachten, sie ihm beizulegen.

Der Glaube an ein dem Menschen befreundetes Wesen von übermenschlicher Kraft und Macht, in Verbindung mit einer mehr oder minder stets obwaltenden Furcht, dessen Zuneigung zu verlieren, führt natürlich zur Gottesverehrung, zum Gebete, zum Gottesdienst; zu dieser Gottesverehrung aber gesellt sich sofort und von selbst die Geneigtheit, Gott alle möglichen Vollkommenheiten anzusinnen. Mit je mehr und mit je prachtvolleren Ehrentiteln der Mensch ihn schmückt, desto mehr hofft er seiner Gunst sich zu versichern. Zudem, mit je mehr Vortrefflichkeiten die Gottheit ausgestattet ist, desto wohlthuender, desto schmeichelhafter ist dem menschlichen Gemüthe die Vorstellung, von ihr geliebt zu sein, mit ihr im trautesten Verkehre zu stehen.

Die Theologie des Gemüthes ist die Mutter unserer Kathedertheologie, und diese wird stets von jener am Gängelbande geführt werden. Die Ehrfurcht vor dem Gegenstande der Theologie, „die Furcht des Herren", läßt den Theologen nimmermehr auf einen unbefangenen, wahrhaft wissenschaftlichen Standpunkt sich erheben.

„Die Furcht des Herren" ist ihm ja der Anfang der Weisheit; mit ihr beginnt und beschließt er all' seine Studien.

Welcher Werth den Aussprüchen und Entscheidungen der Theologen über theologische Gegenstände von vornherein beizumessen ist, ergiebt sich hieraus von selbst. Dieselben sind anzuhören, aber weit entfernt, von vornherein unbedingte Annahme und Anerkennung beanspruchen zu dürfen, sind sie einer strengern Prüfung zu unterwerfen, als die jeder andern Facultät über ihre betreffenden Gegenstände.

Furcht ist eben nicht die Gemüthsstimmung, die uns am besten befähigt, den Gegenständen auf den Leib zu rücken und sie einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen. Furcht ist stets dem Aberglauben näher und verwandter, als der Wissenschaft.

Es ist dem Menschen eigen und natürlich, daß er, wenn er einmal für eine Vorstellung eingenommen ist, derselben auch die allerweiteste Ausdehnung und Geltung zu geben sucht; es ist ihm das eigene Ehrensache und Ehrensache des Gegenstandes, für den er eingenommen ist.

Hat er sich einmal in den Kopf gesetzt, es muß ein Wesen sein, das die Welt regiert, so scheint es ihm auch die Ehre und Herrlichkeit dieses Wesens zu erfordern, daß es nicht blos im Ganzen, Allgemeinen und Großen die Welt regiert, es muß sie auch bis in das Einzelnste und Kleinste überwachen und leiten. Das Gegentheil annehmen, dünkt dem Menschen, wäre ja eine Art von Einschränkung der göttlichen Herrschergewalt, würde der Ehre Gottes zu nahe treten.

Außerdem, so urtheilt er, wenn Gottes Weltregierung sich nicht auf Alles erstreckt, so könnte ich selbst etwa zu den Bagatellen gehören, die seinerseits keiner Beachtung werth geachtet werden. Nur ein Gott, der mit besonderer, stets wacher Fürsorge die Raben auf den Feldern ernährt, und die Lilien kleidet, schöner, als Salomo in aller seiner Pracht, nur

ein solcher Gott, kann ich hoffen, wird sich darum bekümmern, ob ich selbst gehörig bekleidet und genährt bin. Nur ein Gott, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt, gewährt mir sichere Bürgschaft dafür, daß auch kein Mensch ohne seinen Willen vom Dache fällt.

Die Eigenliebe, der Selbsterhaltungstrieb, die vorwaltende Gemüthsherrschaft des Menschen hat ihren guten Antheil an der Ausbildung der theologischen Vorstellungen, Begriffe und Lehrsätze gehabt. Soviel ist gewiß. Ja, die Gemüthsherrschaft des Menschen für sich allein schließt schon den genügendsten Erklärungsgrund vom Dasein der ganzen Theologie in sich.

Ueber Vorsehung und unmittelbares Eingreifen eines höchsten geistigen Wesens in das Menschenleben.

Welche Mannichfaltigkeit in der Bildung und Zusammensetzung der leblosen Körper! welch' eine wunderbare Menge und Verschiedenheit von Pflanzen- und Thiergattungen bietet die Natur unsern Blicken dar! und deren wie viele entziehen sich durch ihre Kleinheit oder durch ihren uns unzugänglichen Aufenthalt dem menschlichen Auge! In dieser unermeßlichen Wesenfülle, in diesem ungeheueren Reichthum organischer und unorganischer, natürlicher Gebilde will sich durchaus nichts kund geben von einer genauen haushälterischen Berechnung, die ängstlich und sorgfältig darüber wacht, daß ja nichts umsonst und zwecklos verausgabt werde, die schlechterdings von keinem überflüssigen, überzähligen Dinge wissen will. Vielmehr macht sich ein, so zu sagen, unaufhaltsames Uebersprudeln des Zeugungsbornes der Natur, bei der ersten, uranfänglichen Hervorbringung zumal der Pflanzen- und Thiergattungen jedem Unbefangenen auf's Unzweideutigste bemerkbar; es verräth sich besonders in der zahllosen Menge

von ganzen Geschlechtern, die — trotzdem daß, der Bibel zufolge, Gott Alles, was er geschaffen, für „sehr gut" befunden hatte — für immer von der Erde geschwunden sind, und von deren einstigem Dasein nur noch die versteinerten Ueberreste zeugen. Offenbar waltete bei der Schöpfung ein Zeugungstrieb vor, dem ein sehr freier Spielraum gegeben war, eine Kraft, der nicht von vorneherein schon auf's Genaueste vorgerechnet und vorgezählt war, wie viel Wesengattungen sie in's Dasein rufen durfte.

Dieses unbändige Uebersprudeln des Zeugungsbornes der Natur, das selbst fortwährend noch in der Fortpflanzung der Pflanzen und Thiergeschlechter thätig ist, auf die Gefahr, Millionen und Millionen Wesen einem vorzeitigen Tod und Untergange auszusetzen, ist eben kein Wasser auf die Mühle der Theologie mit ihrer Lehre von einer Vorsehung, die das einzelne Infusionsthierchen mit derselben besonderen Fürsorge, wie den Sonnenball, in jedem Augenblicke und unmittelbar behüten und wie am Schnürchen führen soll. [9])

In der ganzen Bildung der Wesen, die Menschen mit inbegriffen, ist allerdings eine bewundernswerthe Uebereinstimmung der einzelnen Theile und Zweckmäßigkeit derselben zum Behufe der Fortpflanzung und Ernährung wahrnehmbar. Aber aus der vortefflichen Ausstattung der Geschöpfe ist keinesweges mit Sicherheit auf eine bis in's Einzelne ihr Leben von Geburt bis zum Tode überwachende und leitende, göttliche Vorsehung zu schließen. Lag überhaupt eine bestimmte Absicht dabei zu Grunde, so kann es kaum eine andere gewesen sein, als eben die, sie zu einem möglichst selbstständigen Leben zu befähigen, und eine von Außen her fortwährend sie gängelnde Vorsehung entbehrlich zu machen.

Zu den christlichen Glaubensgrundsätzen gehört auch der, daß die Lage und die Verhältnisse, worin jeder Mensch geboren wird, von Gott ihm bestimmt, Sache der göttlichen Fügung und Vorsehung sind.

Der in goldener Wiege geschaukelte, in Purpur gehüllte Fürstensohn, und das in ekelhafte Lumpen gewickelte, auf faules Stroh gebettete Kind des Aermsten der Armen sind Beide demnach durch dieselbe himmlische Vaterhand in ihre verschiedene Lage bei der Geburt versetzt worden. Beider Wohl, so glaubt der Christ, ist des himmlischen Vaters angelegentlichstes Augenmerk.

Für Leute, die in ihrem behaglichen Lebensgenusse durch keinerlei ernste Gedanken gestört sein wollen, denen es daher auch nicht einfällt, sich darum zu kümmern, wie es denn, außerhalb ihrem vielleicht höchst beschränkten, einförmigen Lebenskreise aussieht, ist eine solche Lebensansicht ungemein ansprechend, und somit selbstverständlich eine ausgemachte Wahrheit. Nicht so unmittelbar einleuchtend aber ist diese Lebensansicht für Solche, die nicht blos an ihr theueres Selbst allein, die auch an Andere denken, denen namentlich auch daran liegt, zu wissen, was für eine Pflege und Erziehung der Kinderwelt zu Theil wird, und denen es, indem sie sich darüber zu unterrichten suchen, auf diesem Wege unmöglich entgeht, in welchem Elende nicht nur, in welchem Mangel an Allem, was selbst zur nothdürftigsten leiblichen Pflege gehört, sondern auch in welchen für ihre sittliche Ausbildung ungünstigen, ja oft höchst gefährlichen Verhältnissen ein großer Theil der Kinder aufwächst.

Wie viel Hunderttausende von Kindern saugen schon mit der Muttermilch das Gift der Lustseuche in sich! wie viele werden planmäßig von ihren Eltern zum Dienste der Wollust, als ihrem künftigen Erwerbszweige und Berufe, erzogen, in alle Künste der Verführung, der Bettelei, des Betruges, der

Dieberei eingeweiht, ja wohl gar den Dolch des Meuchelmordes schulgerecht handzuhaben angeleitet! Wem von dergleichen Thatsachen in seinem Pfarrdorfe oder Landstädtchen nichts aufstößt, der beliebe sich in den namhafteren Schriften über Leben und Treiben in Städten wie London, Paris und hundert anderen sich ein wenig umzusehen, dann wird er sich weniger geneigt und gedrungen fühlen, ohne weiteres einen Denker darum zu verdammen, weil er sich sträubt, den fraglichen Glaubensartikel als ausgemachte Wahrheit anzunehmen.

Was ist denn von Kindern zu erwarten, die in ähnlichen Verhältnissen, wie die eben angedeuteten, geboren werden? was für eine Bestimmung ist ihnen, bei der Geburt, auf die Stirne geschrieben? Ich wenigstens kann nichts Anderes darauf geschrieben lesen, als den Fluch, dem sie schwerlich entgehen mögen, den Fluch: Laster, Schande und Elend!

Die Kinder sind keineswegs ihrem von Natur angebornen Selbsterhaltungstriebe allein zu überlassen; ihren Naturtrieben ist bei Weitem nicht die Sicherheit und Bestimmtheit eigen, die sich in dem sogenannten Instincte der Thiere kundgiebt; auch geht ihre Entwickelung viel langsamer vor sich, als bei diesen, und überdies kommen bei den Kindern noch andere, als nur thierische Bedürfnisse in Betracht; sie sind also stets einer besonderen Aufsicht und Obhut von Außen bedürftig; aber wehe den Kindern, die der Aufsicht und Vorsehung des himmlischen Vaters überlassen und anvertraut sind! über die nicht die Vorsorge der Menschen wacht.

Zeitungsleser werden sich wohl noch der Tödtung von fünf Kindern erinnern, die von einem Knaben im Jahre 1857

in Wolkenhain zwischen Freiburg und Hirschberg ausgeübt worden, indem er sie in den Jahrmarktskasten eines Schuhmachers theils hineinlockte, theils selbst hineinsteckte, dann den Deckel zuschlug, sich darauf setzte und nicht eher sich entfernte, als bis er sich überzeugt hatte, daß Alle erstickt waren. Eines derselben zuckte noch ein wenig, als die, welche die vermißten Kinder suchten, den Deckel des Kastens aufhuben. Das Angstgewimmer und Todesröcheln dieser Kleinen will mir wenigstens schlecht stimmen mit jener Aeußerung des Herrn Christus, der von seinem himmlischen Vater behauptet, es sei nicht sein Wille, daß eines der Kleinen verloren gehe, schlecht stimmen mit der zärtlichen Kinderliebe des himmlischen Vaters, die sich in jenen Worten so deutlich ausspricht.

Wer nur den lieben Gott läßt walten
Und hoffet auf ihn jeder Zeit,
Den wird er wunderbar erhalten
In aller Noth und Traurigkeit.

Nichts gemüthlicher, als der Glauben, der sich in diesem christlichen Liederverse ausspricht, aber leider! auch nichts unhaltbarer!

Es läßt sich wohl annehmen, daß die Mehrzahl derer, die im Herbste des Jahres 1858 auf dem verunglückten, nach Amerika bestimmten Dampfschiffe Austria sich befanden, dasselbe mit dem besten Vertrauen auf das göttliche Walten bestiegen hatte, sowie, daß, als das Feuer auf demselben ausgebrochen war und immer unbändiger und gefahrdrohender um sich griff, sie es an Hilferufen zu ihrem Gotte nicht fehlen ließen. Von den sechshundert darauf befindlichen Personen kamen nur sechszig und etliche mit dem nackten Leben davon. Man sah Eltern ihre geliebten, blühenden Kinder erst in das Wasser werfen, dann sich selbst verzweiflungsvoll in das nasse

Grab ihnen nachstürzen. Man kann doch wahrlich nicht sagen, daß, wenn diese Eltern zu ihrem Gotte flehten, er möge sie aus solch einer Lage retten, dieses ein unbescheidenes, unvernünftiges oder unsittliches Verlangen gewesen sei. Unter der Reisegesellschaft befanden sich siebenzig Kinder, auch ein katholischer Geistlicher, der mit emporgehobenem Kreuze den Himmel um Rettung anflehte. Zur Zahl der Umgekommenen gehörten auch zwei evangelische Sendboten; einer davon besonders soll ein sehr begabter junger Mann gewesen sein, von dem seine Glaubensgenossen für ihre Sache die besten Hoffnungen hegten. Beide Sendboten hatten jedenfalls in der frömmsten, christlichsten Absicht diese Reise unternommen und oft genug wohl im Herzen die Worte obigen Liederverses mit innigem Gefühle nachgesprochen.

Wahrlich, der Brand der Austria, sollte man meinen, war eine Fackel, welche die ganze Christenheit hinlänglich darüber aufklären konnte, was sie denn eigentlich in dem Glauben an eine Vorsehung im biblischen Sinne besitze, sowie darüber, was von der unbedingten Glaubwürdigkeit eines Buches zu halten, das Aussprüche, wie folgende, enthält: Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan. Matth. VII, 7. Rufe mich an am Tage der Noth, so will ich dich erretten, so sollst du mich preisen. Psalm L, 15. Der Engel des Herrn lagert sich um Diejenigen, welche ihn fürchten, und schützt sie. Psalm XXXIV, 8. Jedes Wort Gottes ist geläutert; er ist ein Schild für Alle, welche ihre Zuflucht zu ihm nehmen. Sprichw. Sal. XXX, 5. Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöset, ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein. Denn, so du durch's Wasser gehest, will ich bei dir sein, daß dich die Ströme nicht sollen ersäufen, und so du durch's Feuer gehest, sollst du nicht brennen,

und die Flamme soll dich nicht anzünden. Jes. XLIII, 1, 2.

Die letzte Zuflucht der Theologen, wenn man ihnen solche Fälle des Lebens entgegenhält, die sich schlechterdings mit der christlichen Glaubenslehre nicht in Uebereinstimmung bringen lassen, ist die Unerforschlichkeit Gottes. Wie reimt sich aber wieder ein unerforschlicher Gott und ein geoffenbarter Gott, wie der Gott der Christenheit sein soll, zusammen? Warum verweisen sie mich in meinen Bedrängnissen an einen Gott, von dem ich zwar auf dem Papiere die schönsten Verheißungen habe, der aber, sobald ich in dem Falle bin, ihn bei seinem Worte zu nehmen, sich zurückzieht in sein unerforschliches Dunkel?

Die Vorsehungslehre giebt uns Gelegenheit, etwas näher zu beleuchten, was eigentlich von dem göttlichen Ansehen der Bibel zu halten ist.

Wie die Theologen versichern, ist die Bibel von dem persönlichen, vollkommenen Wesen, das die Christen glauben und Gott nennen, den Verfassern, die bei Abfassung der heiligen Schriften betheiligt waren, unmittelbar eingegeben worden. Wäre dem wirklich so, so würden die darin enthaltenen Verheißungen von jenem Wesen selbst herrühren, und in diesem Falle wäre „Gott" gehalten, diese Verheißungen zu erfüllen. „Gott" soll ja das vollkommenste Wesen sein; als solches aber darf er sich nicht selbst widersprechen, darf er nicht lügen, darf er die Menschen nicht zum Besten haben. Die biblischen Verheißungen aber, wie Jeder im Verlaufe seines eigenen Lebens und in den alltäglichen und allstündlichen Vorgängen des Menschenlebens bemerken kann,

erweisen sich keineswegs als stichhaltig. Es folgt daraus, daß sie unmöglich von göttlicher Eingebung herrühren können, daß sie einem göttlichen Wesen nur von Menschen in den Mund gelegt und ihm zugeschrieben wurden, daß also die Bibel auf die Ehre, „Gottes Wort“ zu sein, keinen Anspruch machen darf, um so weniger, als gerade die angeblich göttlichen Vertröstungen, Versprechen und Verheißungen jedenfalls den für uns Menschenkinder interessantesten Bestandtheil der Bibel ausmachen. Da der wichtigste Bestandtheil der Bibel die Probe der Erfahrung nicht hält, so steht es überhaupt mit dem Anspruch derselben auf das Ansehen einer göttlichen Urkunde verzweifelt schlecht aus.

Manche sagen: Ist der Glaube, daß Gott uns in der Noth nicht verlassen werde, auch eine Täuschung, so ist es immerhin eine schöne, tröstliche Täuschung, die man den Menschen wohl gönnen mag. Solchen geben wir zur Antwort: Dem Leidenden, der in jenem Glauben wirklich seinen Trost findet, diesen Trost nehmen zu wollen, wird keinem Gebildeten einfallen; aber eine solche Täuschung, die jeden Augenblick, wie eine buntschillernde Seifenblase, zerplatzen kann, als eine ausgemachte Wahrheit den Menschen aufzubringen, damit wird sich gewiß auch kein Mann von echter Bildung befassen wollen.

Die Wurzeln religiösen Glaubens und Hoffens sind süß, aber ihre Früchte zumeist bitter. Die Wurzeln der auf Natur- und Weltbeobachtung gegründeten Erkenntniß mögen Manchem von bitterem Geschmacke sein, aber ihre Früchte sind süß. Nur vorübergehend sind die Entzückungen, die himmlischen Gesichte und Erscheinungen, die überschwenglich seligen Gefühle des

religiösen Gemüthsmenschen; herbe Enttäuschungen, geistige Abspannung und unheimliche Gemüthsöde und Leere sind oft ihr Gefolge; dahingegen eine heitere Grundstimmung der Seele das Theil desjenigen zu sein pflegt, in welchem die Wärme des Gemüthes sich paart mit dem Lichte des Verstandes.

So weit eines einzelnen Menschen Vorsicht geht, so weit seine geistigen und körperlichen Anlagen und Kräfte, so weit seine eigene Betriebsamkeit, so weit die von der natürlichen Welt außer ihm zu seiner Erhaltung gebotenen Hilfsmittel sich erstrecken, soweit ferner die persönliche Sorgfalt und thätige Theilnahme anderer Einzelnen an seinem Schicksale, so weit endlich die Wirksamkeit der öffentlichen Anstalten zur Erhaltung und Sicherheit der einzelnen Personen reicht, eben so weit erstreckt sich auch —, und darauf, wie wenigstens der Augenschein und die Erfahrung erweist, beschränkt sich alle Vorsehung für ihn. Eine übernatürliche, durch Gebet und Verehrung bestimmbare, in den natürlichen Gang des menschlichen Lebens, Thuns und Treibens unmittelbar eingreifende, um des Einzelnen eigenste persönlichen Anliegen sich kümmernde höhere Macht, mit Einem Worte, eine göttliche Vorsehung im christlichen Sinne ist schlechterdings auf keine den Denker befriedigende Weise darzuthun und nachzuweisen; auch ist die Vorstellung und Lehre von einer solchen Vorsehung nur geeignet, die Betriebsamkeit der Menschen zu lähmen, sie in ihren Unternehmungen und Geschäften nachlässiger und sorgloser zu machen, den Scharfblick, der zur Entdeckung der in der Wirklichkeit vorhandenen Hilfsmittel erforderlich sein mag, abzustumpfen, endlich das Gefühl ihrer gegenseitigen Bedürftigkeit — diese Urquelle der wichtigsten menschlichen Verhältnisse, wie der heilsamsten gesellschaftlichen Anstalten — darniederzuhalten.

Man thut wohl, jene Vorsehung im christlichen Sinne durchaus bei keinem Unternehmen, bei keiner Angelegenheit in Betracht und Anschlag zu bringen; wer auf sie rechnet, der wird vielfachen, schmerzlichen Enttäuschungen sich aussetzen.

Den tieferen, für den oberflächlichen Blick oft unsichtbaren Zusammenhang der Begebenheiten mit den wahren Ursachen und Urhebern, von denen sie ausgegangen, zu durchschauen, ist nicht Jedermanns Sache; die Meisten wären jedoch dazu fähig, würden sie nicht die Mühe des Nachdenkens scheuen. Daher kommt es, daß man so oft vom Finger Gottes spricht, wo er zur Erklärung der Begebenheiten sehr entbehrlich ist.

Wenn ein Mensch, der viel Böses verübt hat, der menschlichen Strafgerechtigkeit verfällt, oder sonst ein schlechtes Ende nimmt, so sagt man: „Ja! da sieht man eben den Finger Gottes; das ist die Nemesis, die göttliche Strafgerechtigkeit." Warum es aber Uebelthätern zuletzt in der Regel schlecht ergeht, davon liegt die Hauptursache fast durchgehends darin, daß, um die Bahn der Vergehen und Verbrechen zu betreten, und weiter und weiter darauf fortzuschreiten, sie innerlich sich gedrungen fühlen, über die wahre Bedeutung ihrer Handlungsweise sich selbst zu täuschen, und, wie man zu sagen pflegt, ihr Gewissen zu übertäuben, so daß also, wer z. B. darauf ausgeht, Andere zu betrügen, vorerst sich selbst gewissermaßen belügen und betrügen muß, indem er durch allerhand Vorspiegelungen, die er sich macht, durch allerhand Beschönigungen und Bemäntelungen die beabsichtigte That vor sich selbst zu rechtfertigen, und dem an sich Schwarzen eine weiße Tünche zu geben sucht. Wie ist es aber möglich, daß ein Mensch diese beständige Selbstbelügung über die wahre, sittliche Bedeutung seiner Handlungen längere Zeit übe, ohne daß seine Urtheilsfähigkeit überhaupt darunter leide?

Der innere, völlige Umsturz des sittlichen Selbstbewußtseins wird so zu sagen eine äußere Umkehrung der Dinge überhaupt für das Bewußtsein des Uebelthäters zur Folge haben, so daß ihm nichts mehr in seinem wahren, natürlichen Lichte erscheint. Verbrecherisches Thun und Treiben wird früher oder später eine geistzerrüttende, verdummende Wirkung auf den Menschen, der sich ihm ergiebt, ausüben; und das schlechte Ende, das er nimmt, ist die natürliche Folge dieser Wirkung, ohne daß der liebe Gott dabei einen Finger zu rühren braucht.

Schlechte Streiche sind an sich schon dumm oder führen wenigstens früher oder später zu dummen Streichen. Darum ist auch der Ausdruck: „ein dummer Teufel" so dumm nicht, wie er Manchen dünken will. Schlechtigkeit der Gesinnung und Handlungsweise ist immer mit einer gewissen Selbstverblendung begleitet, die auch den schlauesten Verbrecher zu unbesonnenen oder verkehrten Schritten verlockt und ihn unaufhaltsam zum Selbstverrathe drängt; daher kann ihm bereits das Verderben in leibhafter Gestalt zur Seite stehen, und doch sieht er es nicht, wie in Homer's Heldengedichte der Fürst Odysseus mitten unter den frevelnden Freiern seiner Gattin, unter den Verwüstern seines Hauses und seiner Habe rachebrütend weilt, ohne daß sie von seiner Gegenwart und von der Nähe ihres eigenen schrecklichen Endes eine Ahnung haben.[10])

Nach dem für das österreichische Heer unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Magenta hielt bei Gelegenheit des Bibelfestes in einer bedeutenden Stadt Süddeutschlands ein als sehr frommer Christ daselbst bekannter Mann eine Ansprache an die Versammlung, in welcher er unter Anderem äußerte, man sei mit Unrecht über Napoleon so entrüstet, e r habe keine Schuld an dem gegenwärtigen Kriegsschrecken; er sei nur eine Strafruthe in der Hand des Herrn, welcher die Menschen züch-

tige für ihren unchristlichen Sinn, insbesondere für ihre Theilnahmlosigkeit an der Bibelverbreitung.

Ich frage: Ist Napoleon, dieser christlichen Anschauung gemäß, als göttliches Strafwerkzeug zu betrachten, wo bleibt denn da die Zurechnungsfähigkeit, die Verantwortlichkeit für seine Handlungen, vor dem Richterstuhle des gegenwärtigen Jahrhunderts, vor dem Richterstuhle der Weltgeschichte? wie sieht es dann aus mit der Wahrheit des Schiller'schen Ausspruchs: Die Weltgeschichte ist das Weltgericht? Sind die großen Herren nur als Werkzeuge Gottes anzusehen, so steht ja der Weltgeschichte durchaus keine richtende Stimme über deren Handlungsweise zu; sie dürfte demzufolge nur erzählen und berichten, aber nicht urtheilen und richten, sie hörte folglich auf, die Lehrerin der Menschheit zu sein. Ein Mensch, als göttliches Werkzeug betrachtet, ist, als solches, ein Gegenstand, dem natürlicher Weise in den Augen der Menschen Etwas von der Heiligkeit der Hand, die ihn als Werkzeug braucht, sich mittheilt. Dieser Heiligenschein aber entzieht ihn dem Bereiche der menschlichen Beurtheilung; ja noch mehr! seine Persönlichkeit verliert alle geschichtliche Bedeutung, seine inneren Triebfedern, seine Entwickelungsgeschichte sind etwas höchst Gleichgiltiges, verlieren für uns allen Sinn und Geschmack; denn nur als freihandelnde Wesen gedacht, können die Menschen eine geschichtliche Bedeutung haben.

Ich frage ferner: Sind dergleichen Ansprachen an das Volk geeignet, demselben die erwünschte Stimmung, in bedenklichen Zeitumständen, mitzutheilen? Muß es nicht, statt mit Selbstvertrauen, vielmehr mit einer abergläubischen Furcht vor der göttlichen Zuchtruthe, die man ihm beständig vorhält, erfüllt werden? Ist eine solche Furcht die erforderliche Volksstimmung, um nöthigenfalls die unrechtmäßigen, eroberungssüchtigen Ansprüche und Angriffe seitens der angeblichen Zucht-

ruthe Gottes auf die Selbstständigkeit unseres Vaterlandes mit Muth und Kraft abzuwehren?

Das Christenthum weiß nichts von einem irdischen Vaterlande. Aus dem Munde eines Christen darf man also keine Ansprache an das Volk erwarten, die dazu diente, eine echt vaterländische Gesinnung in ihm hervorzurufen und zu pflegen. Der Christ hat den Kopf nur voll von Gottes Ehre und von seinem himmlischen Vaterlande.

Dem Leser dieser Blätter seien hiermit einige Thatsachen aus der Geschichte der Christenheit mitgetheilt, mit der Bitte, selbst daraus zu schließen, wie ersprießlich oder unersprießlich für irdisches Menschenwohl eine Lehre sei, welche die ewige Seligkeit den Menschen als höchstes Ziel hinstellt, mit der Bitte ferner, in diesen Thatsachen die Spuren eines göttlichen Eingreifens in das Menschenleben zu suchen, und daraus abzunehmen, was für Hilfe und Unterstützung die Menschen von Seiten eines göttlichen Wesens, selbst in Angelegenheiten der Religion, wo Gottes Ehre und der Menschen ewige Seligkeit betheiligt sein soll, in religiösen und sittlichen Gewissensanliegen, zu hoffen und zu erwarten haben. Daß die meisten Opfer, von denen die Rede sein wird, an inbrünstigen Hilfegebeten und Hilferufen es nicht fehlen ließen, ist mit Gewißheit anzunehmen. Der Hauptunterschied ihres Glaubens von dem ihrer Verfolger bestand darin, daß ihnen am inneren Gottesdienst des Herzens mehr, als am Prunke kirchlicher Gebräuche und Feierlichkeiten lag, und daß ihnen das Ansehen der evangelischen Schriften, die nun einmal von der ganzen Christenheit als Gottes Wort betrachtet wurden, mehr galt, als das Ansehen der Kirche und ihrer Diener. Uebrigens verliert die Handlungsweise ihrer Gegner einen Theil ihrer Gehässigkeit, wenn man bedenkt, daß dieselbe mitunter auch

vom blinden Eifer, die Märtyrerkrone sich zu erwerben, gerade-
zu herausgefordert wurde. Namentlich konnte die ungezügelte Schmähsucht mancher evangelischen Prediger nicht verfehlen, den ärgerlichsten Eindruck auf katholische Gemüther zu machen.

Zur Unterdrückung des Glaubens der Protestanten und überhaupt der Unkatholischen in Böhmen, — man nannte diese Unterdrückung die Gegenreformation — wurden außer den Jesuiten, die besonders durch Predigen für diesen Zweck zu wirken hatten, auch Soldaten verwendet. Diese beiden Schaaren räumten dergestalt mit dem ketzerischen Wesen in Böhmen auf, daß dies Land, das 1620 noch fast ganz evangelisch gesinnt war, bei Ferdinand's II. Tode wenigstens dem Scheine nach ganz katholisch war.

Unter den Soldaten, die zur Bekehrung Böhmens mitwirkten, zeichneten sich vornehmlich die Lichtensteiner Dragoner aus, so genannt von dem Fürsten Karl von Lichtenstein, der, als kaiserlicher Statthalter, damals Böhmen regierte. Von ihnen sagt Pescheck im 2. B. seiner Geschichte der Gegenreformation in Böhmen:

„Meisterhaft verstanden sie die Kunst, die Leute zu ängstigen, auf alle Art zu mißhandeln und zu quälen, und einer der thätigsten Verfolger der Protestanten, Zdenko Liebstimsky Kolowrat, wußte sie für seine Zwecke mit großem Nachdrucke zu verwenden. Diese Lichtensteiner waren nicht ein Regiment, das vor dem Feinde gestanden, nein nur zum Quälen und Beugen der eigenen Landsleute bestimmt, mit aller Freiheit dazu versehen und unstreitig aus lauter Katholiken zusammengesetzt. Was thun nicht rohe Menschen, die da wissen, daß ihnen alles Quälen und Drängen erlaubt ist, ja daß ihre Anführer es recht gern sehen? Besonders wurden sie dazu gebraucht, die Leute mit Gewalt, mit Säbelhieben in die katholische Messe zu treiben, weil der Kaiser durchaus Einheit der Religion und des Gottesdienstes in seinen Staaten ver-

langte und sie zur Seligkeit, wie er wähnte, wohlmeinend, bevormunden wollte. Darum nannte man sie auch die Seligmacher. Auf's zahlreichste in die Häuser der Protestanten einquartirt, quälten sie die Wirthe durch Forderungen und Schläge auf alle erdenkliche Art, wurden aber sogleich weggenommen, wenn Jemand sich katholisch zu werden bequemte. Welche Versuchung auch für bisher standhaft gewesene Protestanten! Eine der empörendsten Quälereien war wohl die, wenn sie Mütter so anbanden, daß sie ihre Säuglinge nicht erreichen konnten, deren Weinen vernahmen und doch nicht eher sie tränken durften, bis sie versprochen haben würden, katholisch zu werden."

Wie Pelzel in seiner Geschichte der Böhmen erzählt, schrieben sich die Jesuiten die Bekehrung des ganzen Landes allein zu. Als sie sich dessen zu Rom und in Gegenwart des Papstes einstens rühmten, sprach der berühmte Capuziner, Valerianus Magnus, der zugegen war und auch an der Gegenreformation sich nach Kräften betheiligt hatte: „Heiliger Vater, gebt mir Soldaten, wie man sie den Jesuiten gegeben hat, und ich will euch die ganze Welt zum katholischen Glauben bekehren."

Von dem Verfahren der Bekehrungssoldaten berichtet der Geschichtschreiber Worbs in seiner Geschichte von Sagan (Schlesien) Folgendes:

„Um von ihren vielerlei Methoden, die Menschen zur Ueberzeugung von der katholischen Religion zu bringen, nur wenige zu erzählen: so ließen sie die Menschen viele Tage und Nächte nicht schlafen, so daß die Unglücklichen in eine Art von Wahnsinn fielen, in welchem sie leicht zu bewegen waren, die

Beichtzettel zu holen. Einige schleppte man mit den Haaren zur Messe und zur Communion oder peitschte sie mit Ruthen, bis ihnen das Fleisch vom Leibe fiel. Andere führte man unter den Galgen und drohte sie zu hängen, oder setzte ihnen Degen und Pistolen auf die Brust und versicherte sie, daß sie nur durch den Abfall ihr Leben retten könnten. Den Sechswöchnerinnen nahm man die Kinder und legte sie in einen Winkel, daß sie die Mütter in einigen Tagen nicht stillen durften, wie sehr auch die armen Kleinen winselten und schmachteten. Die Mütter bewachte man im Bette und ließ sie nicht heraus, so sehr es auch die Natur forderte. An der Gicht und andern schmerzlichen Krankheiten darnieder Liegende quälte man so lange, bis sie versprachen, ihren Glauben zu verleugnen. Selbst die zum Abfall Gezwungenen verspottete man auf die grausamste Weise."

Was den Protestanten, denen man damals den Katholicismus aufnöthigte, besonders hart ankam und unendliche Gewissensqualen verursachte, war die Zumuthung, auf den Kelch des Abendmahles, auf den Gebrauch des Abendmahles sub utraque, d. h. unter beiderlei Gestalt, wie man sich ausdrückte, zu verzichten.

Dies ihr theuerstes und heiligstes Gewissensanliegen gab ihren Verfolgern Anlaß zu den grausamsten Spöttereien und Rohheiten. In der schlesischen Bekehrungsgeschichte kam es vor, daß zwei Officiere ein nacktes Kind bei den Beinen hielten, mit den Degen es spalteten, den Eltern so es wiedergaben und sagten: Da habt ihr's sub utraque. S. Peschek, Geschichte der Gegenreformation in Böhmen, 2. B., p. 141.

Wie es den evangelischgesinnten Albigensern und Waldensern, zweien sich nahe verwandten Secten, die bereits vor

mehreren Jahrhunderten, im südlichen Frankreich, ihren Ursprung genommen hatten, um das Jahr 1655 erging, davon giebt Comenius, nach gleichzeitigen Berichten, in einer Rede, folgende Schilderung:

„Als Albigenser und Waldenser für Ketzer erklärt und mit Feuer und Schwert verfolgt wurden, flohen sie nothgedrungen in hohe Alpengebirge und mußten ihren Aufenthalt in unzugänglichen Oertern nehmen, wo sie an 6 Jahrhunderte blieben. Hernach begaben sie sich unter den Schutz der Herzöge von Savoyen und bekamen nach und nach manche Privilegien bestätiget, bis 1620, da sich der junge Herzog Victor Amadeus zu ihrer Verfolgung bereden ließ, und sie, mit Wegnahme einiger Thäler, in die Enge trieb. Er sandte auch Mönche unter sie, ließ sie zwingen in die Messe zu gehen, auch sie zu plagen auf mancherlei Weise. Sie ertrugen jetzt alles geduldig und hofften auf allerlei Fürsprachen naher und entfernterer Fürsten und Mächte. Sie richteten aber mit aller Demuth und Gelassenheit nichts anderes aus, als daß ihnen am 25. Januar 1655 von Andrea Gastaldo, dem Inquisitionscommissar, im Namen des Herzogs, ein Patent publicirt ward: Sie sollten entweder, alle, junge und alte, innerhalb 20 Tagen die Religion ändern oder binnen 3 Tagen bei Lebensstrafe das Land räumen. Als sie um einigen Aufschub baten, bis sie an den Herzog eine Bittschrift gesandt hätten, wurde ihnen solches gänzlich abgeschlagen. Diejenigen also, die klüger und furchtsamer als andere waren, da sie sahen, auf was es hinauslaufe, gaben sich Mühe, mitten im härtesten Winter, durch den tiefsten Schnee, mit Frauen und Kindern in die Gebirge und Höhlen zu entkommen, und, wo möglich, über diese sehr hohen Berge, so beinahe unübersteiglich waren, in's Delphinat nach Frankreich zu dringen, etliche Familien stark. Doch der größte Theil davon ertrank, oder erfror im Schnee, oder kam durch Hunger um. Die anderen aber, indem sie

zu Hause immer um Erbarmung baten, hatten endlich das Unglück abgewartet, daß 9 Regimenter Soldaten auf sie kamen, von welchen grausamen Wüthrichen alles, was angetroffen wurde, grausamer Weise hingerichtet ward. Zwar hatten sie sich in die Engpässe jener Berge, wo man zu ihnen kommen kann, gestellt, um ein so großes, bewaffnetes Heer von sich abzuhalten; doch der Anführer der Truppen, Marquis von Pianezza, versprach ihnen mit einem Eidschwur, daß er nur drei Regimenter bei ihnen in die Winterquartiere legen wollte; indessen aber sollten sie ihre Sache bei dem Herzoge ausmachen oder suchen. Als nun die guten Leute dieses glaubten, ließen sie die Truppen durch die Engpässe hindurch. Diese aber bemächtigten sich sogleich des Zugangs und ließen die ganze Armee hinter sich her einrücken; und da fing sich eine ganz erstaunende Tyrannei mit diesen armen Leuten erst recht an, welche, wie der Historienschreiber sagt, man weder mit der Feder beschreiben, noch mit der Zunge aussprechen kann. Denn sie schossen, stachen, hieben und machten alles nieder, wohin sie nur kamen. Ihre Kirchen alle verbrannten sie; so daß bald denselben Tag an die 6000 Menschen um's Leben gebracht wurden. Welche davon kommen konnten, die liefen auf die hohen Felsen der Berge und in die Höhlen. Aber auch da setzten sie ihnen den folgenden Morgen nach; so daß von ihrem Heulen und der Sterbenden Geschrei alles erschallete. Hier verloren Eltern die Kinder, der Mann die Frau; die Säuglinge wurden den Müttern von der Brust abgerissen und ermordet. Einige sprangen, damit sie diesen grausamen barbarischen Händen entgehen möchten, von den höchsten Felsen herunter und kamen im tiefen Schnee um oder mußten sonst Hungers sterben. Andere, die man erhaschen konnte, wurden gebunden (und zwar den Kopf zwischen die Füße) und so von den Felsen hinuntergeworfen. Die Priester aber und Mönche liefen herum

und verbrannten vollends, was Tags vorher von Kirchen und Schulen nicht ganz abgebrannt war. In dem Dorfe Taillart, das auf einem hohen Berge lag, bekamen die Feinde an die anderthalbhundert Weiber und Kinder in ihre Gewalt, und nachdem sie mit ihnen allerlei Greuel verübt hatten, hieben sie allen die Köpfe ab. Zwei Soldaten ergriffen ein Kind, jeder bei einem Fuße, und rissen es entzwei, hernach schlugen sie sich mit diesen Stücken um die Köpfe herum. Einige hingen sie mit den Füßen an die Bäume, andere nagelten sie mit ihren ausgespannten Händen an die Bäume an, und so mußten sie vor Schmerzen, Kälte und Hunger sterben. Einen Mann ergriffen sie mit seiner Frau und zehn Kindern; den Kindern allen schlugen sie die Köpfe ab und spielten mit denselben als mit Kegelkugeln vor der Eltern Augen, welche sie hernach auch enthaupteten. Auch ein sehr alter Mann von 100 Jahren, Simon Pierre, aus der Stadt Angrena, nebst seiner 95jährigen Frau, konnten keine Gnade erlangen. Viele verbrannten sie in den Häusern, Einigen schlugen sie einen Pfahl durch's Herz, aus Einigen zogen sie die Eingeweide heraus, Einigen schnitten sie die Brüste und Schamglieder aus, Einigen öffneten sie den Leib und schütteten Salz und Schießpulver hinein und warfen sie darauf in's Feuer. Nachdem sie aus Einigen das Herz geschnitten, haben sie dasselbe gebraten und gegessen; und wenn sie es wieder ausgespieen, so pflegten sie zu sagen, daß die Speise von diesen Ketzern nicht schmackhaft sei. Der Berichterstatter sagt: Die Augen fließen mir mit Thränen, so daß ich diese unmenschliche Grausamkeit weiter nicht beschreiben kann." Vergleiche Pescheck Geschichte der Gegenreformation u. s. w., Band 2, p. 304 ff.

Nachdem die Bekämpfung des Protestantismus in Frankreich Ströme von Bürgerblut gekostet hatte, erließ König Hein=

rich IV. im Jahre 1598 das berühmte Edict von Nantes, in welchem den Protestanten freie Religionsübung und Gelangung zu allen öffentlichen Aemtern zugesichert ward. König Ludwig XIV. nahm im Jahre 1685 besagtes Edict wieder zurück. Ueber das Schicksal der Protestanten, nach Aufhebung desselben, theilt Peschek aus einem gleichzeitigen Schriftsteller folgende Stelle mit:

„Nachdem der Erzbischof von Reims zu Sedan angekommen war, hat er den Reformirten daselbst in Königs Namen angesagt, daß sie ihre Religion verlassen und zu der römischen Kirche sich bekennen sollten; worauf sie geantwortet, daß sie bereit wären, dafern ihnen Gott die Gnade thäte, für ihre Religion zu sterben. Worauf man ihnen zur Antwort gegeben, man wolle ihnen bald Bekehrer zuschicken; wie denn auch kurz darauf die Dragoner dort angelangt. Es haben sich alsobald alle Reformirte von dannen retirirt: so daß ihrer gar wenig daselbst geblieben. In Mastricht sind allein über 300 angekommen, aber viele mit Hinterlassung von Weibern und Kindern, so noch hin und wieder (sagt ein Brief aus Mastricht vom 12. Oct.) in den Gebüschen schweben und wegen der nächtlichen Flucht irre gehen, mit Hinterlassung aller ihrer Güter, so jetzo durch die Dragoner geplündert, verbrannt und ruinirt werden. Es ist erbärmlich zu sehen, wie die Eltern ihre Kinder und die Kinder ihre Eltern suchen. — Die Grimmigkeit der ausgeschickten Dragoner nahm in Frankreich von Tag zu Tage zu, gestalten sie denn vielen Leuten, die von ihrer Religion nicht haben abtreten wollen, die Brüste, an andern Orten Nasen und Ohren abgeschnitten, denjenigen aber, so ihrem Grimm entweichen wollten, Brandmale auf die Backen gebrennet und sie auf die Galeeren geschickt, ihre Weiber aber in die Klöster verstoßen haben. — Unter vielen grausamen Martern, womit man die Reformirten in Frankreich geplaget, wird von einer Person

ganz gewiß erzählt, daß dieselbe, nach ganz unleidlichen Plagen und Verspottungen, vor ein großes Feuer gestellt worden, einen Bratspieß mit Feigen und anderen Früchten, die daran gehenkt waren, zu wenden und sie zu braten. Unterdessen haben sie mit stetem Lästern und Spotten ihn mit ihren Degen in die Seite gestochen, wodurch der Leidende so kleinmüthig geworden, daß er sich selber in's Feuer gestürzt, die Soldaten aber haben ihn bald wieder herausgezogen, sagend: "Nein, Hund, du mußt so geschwind nicht sterben! — Versammelten sich Reformirte an öden, abgelegenen Orten oder auch bei den Steinhaufen der niedergerissenen Kirchen, die Predigten zu hören, dann fielen die Dragoner diese elenden Leute an, erwürgten Prediger, Helfer, Männer, Weiber und Kinder und ließen keine Art auch der allergrausamsten Tyrannei unausgeübt. Diese Belialsbuben henkten die alten Leute auf, plünderten Marktflecken und Dörfer, zündeten die Häuser der Prediger an und gingen nicht eher davon, als bis selbe in hellen Flammen standen. Diesem grausamen Jammer zu entgehen, haben sich die meisten auf die Flucht begeben, wurden aber theils von der Wacht, theils von den Dragonern allenthalben gefangen und mit eisernen Ketten an Hals, Armen und Füßen, zwei und zwei zusammengekoppelt, auf die Galeere geschleppt, eben, wie die gottlosesten Missethäter, angeschmiedet; ja die unter Schlägen zu Boden gefallenen und todt geprügelten wurden den Hunden und Raben zur Speise vorgeworfen. Die boshaftigen Dragoner nahmen auf eine Zeit, an 80 stark, bei einem einigen reformirten Manne die Einkehr und handelten da abscheulich, indem sie alles, was sie angetroffen, geplündert und hinweggeraubt. Eben diese unbarmherzigen Vögel banden uralte unvermögliche Leute an angeschürtes Feuer, legten etliche auf die Erde, banden ihnen Hände und Füße und nachdem sie ihnen Urin in den aufgerissenen Mund gegossen, sprangen sie ihnen auf ihre Leiber, um dasjenige,

was sie ihnen mit Gewalt eingeschüttet hatten, wieder mit Gewalt auszutreiben. Andere wurden von ihnen viele Tage also gebunden gehalten, bis sie vor Hunger und Durst verschmachten mußten."

„Um die armen Reformirten desto ärger zu plagen, marterte man ihre kleinen, unschuldigen Kinder auf das grausamste, damit derselben Schreien und erbärmliches Elend sie sollte zum Wankelmuth und zum Abfall zwingen. Etliche wurden an Säulen gebunden und ihnen brennende Ziegel auf die Köpfe gelegt, wodurch sie dermaßen gequält wurden, daß ihnen das Gehirn und die Augen ganz verdorrten. Und als diese gottlose Rotte hierdurch nichts ausrichten konnte, ist ihre Unsinnigkeit so hoch gestiegen, daß man die unschuldigen Reformirten im Kamin aufgehenkt und mit geistlichen Büchern das Feuer angeschürt und erhalten."

„Vermittelst solcher Grausamkeit hat man ganze Provinzen verwüstet, indem die meisten Einwohner, dieser abscheulichen Tyrannei zu entfliehen, sich davon gemacht. Die Hölle öffnete gleichsam ihre abscheulichen Grausamkeiten, indem man auch sogar nicht leiden wollte, daß man sich kläglich gebehrdete, und es wurden sogar die Seufzer bestraft." So Pescheck Geschichte der Gegenreformation. Bd. 2, p. 142.

Von den Opfern der eben geschilderten Verfolgungen waren diejenigen noch am glücklichsten daran, welche sich von dem Glauben, daß ihnen im Jenseits die Martyrerkrone gewiß sei, bis an ihr Ende ganz durchdrungen fühlten, aber für die Meisten, die selbst anfangs, als die Gefahr der Verfolgung noch aus der Ferne drohte, für ihren Glauben zu sterben bereit waren, für die Meisten erbleichte der lockende Glanz jener Krone ohne Zweifel zum großen Theil oder gänzlich, von dem Augenblick an, da sie wirklich von allen Schrecken eines

martervollen Todes, von den haarsträubendsten Jammerbildern und Abscheulichkeiten rings sich umgeben sahen. Welch' entsetzliche Gemüthskämpfe mochten da im Innern solcher Unglücklichen entstehen! Welch' eine schreckliche Wahl war ihnen gestellt! Sie hatten nur die Wahl zwischen dem Tode, wenn sie erklärten, ihrem Glauben treu bleiben zu wollen, oder zwischen einem Leben, das jedenfalls verbittert war durch den Gedanken, ihren Glauben verläugnet zu haben, den sie doch nach der Lehre ihrer Kirche, bei Strafe ewiger Verdammniß, nicht aufgeben durften! Welche inbrünstige Gebete um Rettung aus ihrer entsetzlichen Lage mochten aus der tiefsten Herzenstiefe solcher Unglücklichen zum Himmel emporsteigen! Dieser sah aber solchem Unfuge so harmlos und gleichgiltig zu, als ob es um einen gewöhnlichen Kirchweihtanz sich handelte, von dem im schlimmsten Falle ein Paar muthwillige Bauernbursche mit blauem Auge nach Hause kommen.

Aus der ganzen Geschichte der Christenheit kann ich wenigstens keine anderen Lehren entnehmen, als folgende:

Es ist eine sehr gefährliche und bedenkliche Sache darum, den Menschen die ewige Seligkeit als ihr wahres und höchstes Ziel, nach dem sie streben sollen, darzustellen; denn nimmermehr werden sich die Menschen darüber vollkommen verständigen und einigen, welches die wahren Bedingungen sind, jenes Ziel zu erreichen. Die Bibel selbst, die Quelle des Christenthums, das angebliche Wort Gottes, ist großentheils verworren und unklar, reich an Widersprüchen und an deutlichen Spuren ihres allein menschlichen, irdischen Ursprunges. Das göttliche Wesen selbst, an das die Christen glauben, sieht zu, wie seit 1800 Jahren die Menschen über die wahre Gottesverehrung sich streiten, anfeinden und bekämpfen, mit Erstickung

aller edleren Gefühle der Menschlichkeit, mit Niedertretung aller sittlichen, wie bürgerlichen Ordnung und Gesetze. Das Wesen, wie gesagt, das am ersten berufen wäre, uns über jene Angelegenheit ein für allemal aufzuklären, giebt zu diesem Zwecke nicht das geringste Lebenszeichen von sich. Das durch die Christenlehre geflissentlich hervorgerufene Verlangen nach ewiger Seligkeit, das sich als so höchst gefährlich für irdisches Menschenwohl in der Geschichte erwiesen hat, wäre demnach keineswegs in den Gemüthern besonders anzuregen und zu pflegen.

Die zweite Lehre, welche vernehmlich genug aus dem Munde der Geschichte uns entgegentönt, ist diese:

Die Menschheit ist hinsichtlich ihrer Entwickelung ganz sich selbst überlassen; was ihre Bedürfnisse betrifft, so ist sie einzig auf die Heils- und Hilfsmittel gewiesen, die in ihrer eigenen Natur, wie in der ihren Sinnen zugänglichen Welt überhaupt liegen. In keiner Angelegenheit, welche es auch sei, haben wir auf ein Einwirken und Eingreifen eines rein geistigen, übernatürlichen Wesens zu rechnen. Die Bezugnahme auf übernatürliche Wesen und Zwecke ist einer gesunden Auffassung und Würdigung des menschlichen Lebens nichts weniger als günstig.

Von dem lebensgefährlichen und seiner Wirkung nach wenigstens menschenfeindlichen Geiste der Lehre, daß die ewige Seligkeit höher, als das irdische Leben anzuschlagen sei, mag zum Schlusse noch folgende merkwürdige Geschichte Zeugniß ablegen; sie ist entnommen aus Hormayr's Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst. Jahrgang 1812. (74 und 75, p. 299.)

„Der Messerschmied Samuel Z** von Zofingen ging den 26. Oct. 1617 mit seiner Frau und vielen andern Personen nach Solothurn zu Markte. Dort stieg die Gesellschaft

den 28. in ein Schiff, um bis nach Aarburg auf der Aar zurückzufahren. Der Schiffer verwahrloste das Schiff, stieß an einen Felsen und es versank. Des Messerschmieds Frau und viel andere Personen ertranken. Die Uebrigen retteten sich, wiewohl mit Mühe, durch Schwimmen, führten aber nach ihrer Heimkunft bittere Klagen über den Z**, daß er, als ein geübter Schwimmer, Niemand begehrt habe herauszuhelfen, nicht einmal seiner Frau, da er doch sie und noch andere Personen hätte retten können. Als er deßhalb vor den Rath citirt ward, antwortete er, es sei wahr, daß er nicht nur seine Frau, die ihm herzlich lieb gewesen, sondern auch Andere hätte retten können; allein wider Gottes Willen habe er nichts thun dürfen; das Schiff sei nicht ohne Gottes Willen versunken; die, welche Gott habe retten wollen, seien schon herausgekommen; die er aber zu seiner Gnade habe berufen wollen, seien im Wasser geblieben, und diese habe er an ihrem seligen Loose nicht hindern wollen, denn die selig sterben, seien glücklicher, als die übel leben; die Stunde des seligen Todes sei besser, als die Stunde der Geburt u. s. f. Das Urtheil fiel dahin aus, daß, weil er seine eigene Frau nicht habe retten wollen, er mit dem Schwerte solle hingerichtet werden. Als man ihm das Urtheil eröffnete, bezeugte er Freude und Dank darüber: „Es sei des Herrn Wille, daß er nun sterbe; er wolle bald der Seele nach bei seinem lieben Eheweibe und den anderen Ertrunkenen sein; er sei gewiß versichert, daß dieselben an dem Port der seligen Ewigkeit glücklich angelangt seien, weil sie in dem Wasser mit emporgehobenen Händen zu Gott geflehet hätten. Wenn er sie aus dem Wasser hervorgezogen hätte, so würden sie noch viel gesündigt haben und vielleicht noch eines unseligen Todes gestorben sein; und er würde kein so ruhiges Gewissen haben wie jetzt. Er ward hierauf enthauptet und sein Vermögen, etwa 300 Gulden, fiscaliter eingezogen.“

Wer kann leugnen, daß der Zofinger Messerschmied, von seinem christlichen Standpunkte aus, ganz folgerichtig handelte? Dagegen hatte die christliche Obrigkeit, welche ihn hinrichten ließ, die Consequenz eben nicht auf ihrer Seite; denn es ist ein sehr folgewidriges Verfahren von Seiten einer Obrigkeit, wenn sie mit der einen Hand irgend ein religiöses Bekenntniß in Kirche und Schule sorgfältigst hegt und pflegt, und mit der andern Hand durch das Richterschwert solche Handlungen bestraft, die eben nur die natürlichen Früchte jenes religiösen Bekenntnisses sind.

Anmerkungen und Zusätze.

1) Unter anderen Beispielen, welche die Geschichte uns zur Bestätigung dieser Wahrheit liefert, erinnern wir nur an den sich selbstvergötternden, von zügelloser Eroberungssucht besessenen, sich selbst zu beherrschen unfähigen Alexander den Großen, der, mitten in seiner Siegerbahn und im schönsten Mannesalter, vom Tode dahingerafft wurde, an Cäsar, der, über den Trümmern der altrömischen Staatsverfassung, zum Alleinherrn des römischen Weltreiches emporgestiegen, unter den Dolchen der Republikaner sein Leben aushauchte, an Cardinal Wolsey, der, aus niedrigem Stande geboren, als Günstling Heinrich's VIII. von England, die Fürsten des Festlandes um seine eigene Gunst buhlen sah, und doch in äußerster Armuth und von Gewissensbissen und Reue zerknirscht, seine glänzende Laufbahn endete, erinnern an Menzikoff, der, eines Bäckers Sohn, zur Würde eines Herzogs von Ingermannland unter Peter dem Großen sich erhoben hatte, von dessen Nachfolger aber all seiner unermeßlichen Reichthümer beraubt und nach Sibirien verbannt wurde, wo er in großer Dürftigkeit als Sträfling seine Tage beschloß, erinnern endlich an — Napoleon I.

2) Im J. 1717 wurden in Freisingen mehre „Herenbueben" grausam hingerichtet. Im J. 1721 wurde im kurfürstlich bayerischen Landgerichte Moosburg ein gewisser Georg Pröls auf die Aussagen einiger Mädchen und Bettelbuben hin in Verhaft genommen. Von den Mädchen war die älteste 9 Jahr alt. Sie wollten mit eigenen Augen gesehen haben, wie „der krumpe Görgel" rothe Ferkel und Mäuse machte; sie widerriefen aber ihre Aussage, als sie dem Georg Pröls vor Gericht gegenüber gestellt wurden. Die Bettelbuben, selbst bereits als Zauberer von dem Gericht in Freisingen verhaftet, wollten denselben auf mehren nächtlichen Herentänzen, die Ihre höllische Majestät angeordnet und in höchsteigener Person eröffnet hatte, gesehen haben. Er wurde 1722 in seinem 28. Lebensjahre,

an eine Säule gebunden, erdrosselt; sein Leichnam aber an derselben Stelle auf einem Scheiterhaufen verbrannt und die Asche unter den Galgen verscharrt. Aus einer actenmäßigen Erzählung von dem Hergange dieses Prozesses und dieser Hinrichtung, welche im J. 1806 im Drucke erschien, ersieht man mit dem größten Erstaunen, mit welchem Ernst und Amtseifer eine kurfürstliche Regierung von Anfang an dieser rein aus der Luft gegriffenen Sache sich annahm und sie bis zu ihrem schauerlichen Ausgang betrieb. Georg Pröls, ein armes Soldatenkind und in frühester Jugend verwaist, diente eine Zeit lang als Stallbube bei einem Grafen, wurde aber aus diesem Dienst entlassen, nachdem er ein Bein gebrochen hatte, wovon er zeitlebens einen krummen Fuß behielt; er nährte sich darauf theils vom Kühhüten, theils vom Betteln. Außer dem Verbrechen der Hexerei, dessen Eingeständniß nur die unerträglichen Folterqualen ihm abgezwungen hatten, lag nicht die geringste Beschwerde gegen ihn vor. Er starb einen schrecklichen Tod, ein unschuldiges Opfer der zu jener Zeit beinahe noch allgemein herrschenden Teufelsfurcht.

3) Uebrigens muß bei dieser Gelegenheit daran erinnert werden, daß die Ehrenmänner, welche am kräftigsten zur Aufhebung dieses und ähnlichen Unfuges im Schulwesen wirkten, selbst dem Lehrerstande angehörten; die hervorragendsten unter diesen Reformatoren zu nennen, ist überflüssig; denn ihre Namen sind jedem gebildeten Deutschen bekannt und theuer.

4) „Nichts sollst du vom Guten dir zuschreiben, und *keinem Menschen mögest du Tugend beimessen*; sondern Alles gieb Gott allein, ohne welchen der Mensch nichts hat. Ich hab' Alles gegeben, Ich will Alles wieder haben und fordere *mit großer Strenge* Danksagung.“ So läßt Thomas von Kempis, der Verfasser der „Nachfolge Christi“, dieses bei Protestanten und Katholiken gleich beliebten Erbauungsbuches, im 9. Kapitel des 3. Buches, Gott zum Menschen sprechen. Man erwäge wohl die Worte: „*mit großer Strenge!*“

Diese große Strenge läßt offenbar in unseren Herzen auch nicht das bescheidenste Plätzchen für Dankbarkeit gegen unsere Mitmenschen übrig. Gleichwohl gilt bei allen Völkern, in denen nur einiger Sinn für Recht und Billigkeit entwickelt ist, die Undankbarkeit eines Menschen gegen den Andern, von dem er Gutes empfangen, für das schwärzeste Laster. Wem springt sonach nicht die Kluft in die Augen, durch welche christliche Frommheit von der natürlichen Moral getrennt ist?

5) „Was immer nicht Gott ist, ist nichts und soll für nichts geachtet werden“, sagt Thomas von Kempis in der „Nachfolge Christi“, Bd. III.

Kap. 31. — Was sich in diesen Worten ausspricht, ist es nicht auch eine Art von Nihilismus? Gewiß! Und was hat die Welt für Heil und Segen zu erwarten von solchem Nihilismus? Die Geschichte der Christenheit antwortet uns deutlich genug darauf, wenn wir sie nämlich verstehen wollen.

6) Um uns zu überzeugen, wie gering der Christ, vom Gesichtspunkte der ewigen Seligkeit aus, das irdische Menschenleben anschlägt, dürfen wir blos das Thun und Treiben der Missionsanstalten und ihre Früchte gehörig in Betrachtung ziehen. Unter den Wilden, unter den Ungläubigen überhaupt, Seelen zu gewinnen für die ewige Seligkeit, ist der Zweck dieser Anstalten, welchen aus Deutschland allein viele Hundertausende von Gulden — darunter der vom Munde abgesparte Beitrag so mancher armen Wittwe und Dienstmagd — alljährlich zufließen. Nicht genug! auch Menschenleben in Unzahl werden zur heutigen Stunde noch fortwährend eben diesem Zwecke geopfert, indem nicht wenige der ihm geweihten Sendboten alljährlich theils als eigentliche „Blutzeugen" von den Heiden ermordet werden, theils als Opfer der für Europäer tödtlichen Luftbeschaffenheit jener Himmelsstriche fallen, in welche sie gesandt worden, indem ferner nicht wenige der neubekehrten Heiden von den Händen ihrer eigenen Landsleute, auf Befehl ihrer eignen Fürsten und Oberhäupter, hingerichtet werden, indem endlich noch das Menschenblut in Rechnung kommt, das da vergossen wird in den bürgerlichen Unruhen und Aufständen, welche nicht selten die natürlichen Folgen des christlichen Missionseifers und des geistlichen Hochmuthes der Neubekehrten sind.

Macht man den Leuten, die bei dem Missionsgeschäfte mehr oder minder betheiligt sind, ernste Vorstellungen über solche Folgen ihrer Thätigkeit, ihrer Theilnahme daran, so belächeln sie dergleichen Vorstellungen nur mit dem Lächeln des Blödsinns, oder im besten Falle geben sie zur Antwort, Christus habe uns ja geboten, seinetwegen nicht nur Vater und Mutter, sondern auch das irdische Leben zu verlassen und aufzugeben, um dafür das himmlische zu gewinnen. Sie können es nicht begreifen, wie man das irdische Leben in Betracht ziehen kann, wo es den höchsten Ruhm, nämlich für Christus sein Blut zu vergießen, wo es das höchste Gut, die ewige Seligkeit, gelte. Ich für meinen Theil aber begreife nicht, wie so manche weltliche Obrigkeit mit besonderer Vorliebe eine Glaubenslehre pflegen und fördern mag, die grundsätzlich das Menschenleben zu einem so niedrigen Preis und Werth herunterdrückt, während in den bürgerlichen Gesetzen aller gesitteten Völker demselben ein so hoher Werth

beigelegt wird, daß sie für die Ermordung eines Kindes, eines noch unreifen Menschen, nach Umständen die Todesstrafe bestimmen.

Wenn eine Lehre, welche das Vergießen von Menschenblut für die Güter und Genüsse einer übernatürlichen, jedenfalls gänzlich unbekannten, wenn auch von Vielen geträumten und ersehnten Welt gutheißt, nicht eine schwärmerische Irrlehre zu nennen ist, — was verdient denn sonst Schwärmerei genannt zu werden?

Im J. 1845 erschien in Belle-Vue bei Constanz eine Schrift unter dem Titel: Die Schattenseite der Mission und der Bibelverbreitung. Von einem Freunde Gottes und der Wahrheit. Zur Bestätigung der oben aufgestellten Behauptung sei aus besagter Schrift folgende Stelle entnommen:

„Herr W. Hoffmann erzählt in seiner Schrift: Die evangelische Missionsgesellschaft zu Basel im J. 1842, S. 51 u. ff., daß der Versuch, in Westafrika eine Missionsgesellschaft zu gründen, mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden sei. Mehreremal starben kurz nach ihrer Ankunft die Missionare bis auf den letzten; und nur in Anmerkung oder so nebenbei heißt es S. 51, „„alle Opfer des Klimas geworden."" S. 52: „„Missionar Wulff starb, eben so Aschmun, und Sessing mußte mit dem kranken Hegele nach Basel zurück."" Eben daselbst: „„Der Eintritt neuer Arbeiter war höchst nöthig; denn Handt mußte mit gesunkenen Kräften Afrika verlassen und Kißling stand allein. Allein kaum hatten sie das tödtliche Ufer betreten, so sanken auch sie, vom giftigen Hauche berührt, in's Grab.""

„Nachdem Hoffmann von diesen vielen Opfern, wie ein Held von seinen Siegen erzählt hat, fährt er S. 53 fort: „„Eine Frucht aber hat ihre Glaubensarbeit sicher gebracht. Missionar Sessing brachte nach Basel einen 9jährigen Negerknaben.""

„S. 53 heißt es weiter: „„Die Brüder Schmidt, Salbach, Holzwarth erlagen nach wenigen Monaten dem klimatischen Fieber. Bald rief auch Henke der Herr vom Schauplatze seiner Missionsthätigkeit durch den Tod ab, und die Küste stand verwaist."" Nun werden Riis, Jäger und Heinze gesendet, und der Comité legt (S. 54) Leben und Tod dieser Missionare willenlos und gläubig in die Hand Gottes. Dies war wohlgethan, nämlich nach dem Sinn und der Anschauungsweise des Baseler Missions-Comité; denn bald kam die Trauerbotschaft vom Abscheiden Heinze's, dem bald auch Bruder Jäger folgte. Andreas Riis stand vereinzelt und war dreimal am Rande des Grabes. Man sendet ihm einen eigenen Prediger für die Colonie, allein dieser theuere Mann entschläft, (S. 54),

nun werden (S. 55) zwei neue Sendboten nach Afrika gesendet, die Brüder Würdter und Stanger. Im December 1837 findet Missionar Stanger im afrikanischen Boden ein frühes Grab, und im J. 1838 entschlief auch Missionar Würdter. Riis stand wieder allein, doch jetzt mit einer Gattin."

„Wenn man dies und die Fortsetzung liest, nach welcher die Gräber dieser theueren Glaubenszeugen eine Aufforderung für die Gläubigen seien, das Werk doch ja nicht ruhen zu lassen, sondern fort und fort neue Missionare nachzusenden; ich sage, wenn man dieses liest, so kann man sich auch bei dem besten Herzen eines gewissen Ingrimms kaum erwehren, und man erinnert sich an jene reißenden Thiere, deren Mordlust sich steigert, je mehr sie Blut vergießen. Selten hat je ein Eroberer rücksichtsloser mit Menschenleben gespielt, als hier damit gespielt wird."

So äußert sich der mir unbekannte Verfasser der Schrift: Die Schattenseite der Mission u. s. w.

In demselben Jahre, wo diese Schrift erschien, gab die evangelische Missionsgesellschaft in Basel ein Tractätchen heraus unter dem Titel: Christenverfolgung auf der Insel Madagaskar. Auf dem Titelblatte befindet sich zu christlicher Beschauung und Erbauung ein Bildchen, worauf man eine neu bekehrte Madagassin sieht, welche knieend, von Speeren durchbohrt, auf Befehl ihrer heidnischen Landesfürstin den Martyrertod empfängt. Nach der Schilderung von dieser 1837 erfolgten Hinrichtung setzt der fromme Berichterstatter hinzu: „So war ihr das Glück zu Theil geworden, das erste Martyrerblut auf Madagaskar vergießen zu dürfen." Ist es in den Augen der „Friedensboten", wie die Herren Missionare mit unbewußter Ironie sich selbst nennen, ein Glück, eines solchen Todes zu sterben, so liegt die Vermuthung sehr nahe, daß sie den Neubekehrten einen solchen Tod wünschen, an dergleichen Blutvergießen ein gewisses Vergnügen finden, ja, im Martyrerblute der Neubekehrten, wie der Fisch im Wasser, so recht eigentlich in ihrem Elemente sich fühlen. Die Hinrichtung eines glaubenstreuen Neubekehrten ist ein Schauspiel, das die Herren Missionare ohne Zweifel mit einem gewissen Stolze erfüllt, eine Art von Triumph, durch welchen sie ihr frommes „heiliges Werk" gekrönt sehen!

Nachdem der Verfasser des fraglichen Tractätchens von dem Martyrertode noch anderer Eingeborener von Madagaskar Bericht erstattet hat, fährt er fort:

„Manche der Christen sind entwichen, aber nur aus der Hauptstadt, nicht ganz aus dem Lande, und haben zahlreiche Beschwerden erduldet. Manche derselben dürften wohl durch Ermüdung, Hunger, Entblößung,

Kränklichkeit und Schrecken umgekommen sein. Endlich aber ist im verflossenen Mai noch die Nachricht eingelaufen, daß die Königin ihren Soldaten, die den Flüchtlingen nachgeschickt worden, geradezu befohlen habe, sobald sie welche finden, nur ein Loch in die Erde zu graben und sie dann gebunden Kopf abwärts hineinzuthun und kochendes Wasser auf sie zu gießen, bis sie sterben. Die Königin behauptet nämlich, diese Leute könnten unmöglich so beharrlich widerstehen, wenn sie nicht durch ihre europäischen Lehrer bezaubert worden wären, und daher sei es gefährlich, sie in der Hauptstadt auch nur zu einer Untersuchung zu bringen, indem sie irgend welche Zauberkünste auch dort ausüben könnten. Außerdem sind laut jenem Briefe 500 umgekommen, durch ein Mittel, durch welches ihre Unschuld ermittelt werden sollte. (Diese gewöhnliche Probe heißt dort Tangeno.)"

Worin diese Probe besteht, wird in besagtem Tractätchen nicht gemeldet. S. 27 erfahren wir noch, „daß Missionar Jones im Juli 1840 wieder in der Hauptstadt von Madagaskar gewesen ist, und gerade während seines Aufenthaltes daselbst, von 16 Personen, die wegen ihres Glaubens an Christus festgenommen worden waren, 9 mit dem Speer getödtet worden sind. Die Verfolgung dauert fort. — Eine Mahnung an uns, auch im Gebet und Eifer nicht nachzulassen!"

Dieser christlichen Mahnung erlaube ich mir eine andere Mahnung an meine Leser entgegen zu setzen, nämlich diese:

Wer kein besonderer Freund von Zwietrachtstiften in den Familien, von blutigen Volksaufständen, von grausamen Hinrichtungen, von Menschenquälereien aller Art ist, der trage doch ja Bedenken, das Treiben der christlichen „Friedensboten", wie sich die Herren Missionare selbst nennen, irgendwie zu unterstützen! Die Zeit wird kommen, wo die Beiträge zum Missionswerke in den Augen aller Gebildeten ohngefähr in demselben Lichte erscheinen werden, wie der Holzbeitrag, den jenes Bäuerlein in heiliger Einfalt zu Hussens Scheiterhaufen lieferte.

7) Sich gemüthansprechenden Glaubensvorstellungen, Bildern, Träumen und Hoffnungen hinzugeben, seine Hoffnungen selbst über das Dunkel des Grabes hinaus in eine bessere Welt zu erstrecken, das ist übrigens menschlich; das kann man Niemanden als Verbrechen anrechnen; dieselben mögen unter Umständen und für manche Persönlichkeit etwas Wohlthuendes haben, ohne nach irgend einer Seite hin schädlich zu wirken; sie verdienen selbst von Seiten Derer, welche sie nicht theilen und ihnen nicht huldigen, alle mögliche Schonung, wenn sie nur eine gewisse

Grenze einhalten. Was ist aber diese Grenze? Sie läßt sich ganz genau in folgender Bestimmung ausdrücken:

Man darf mit solchen Hoffnungen und Träumen nicht als mit einer baaren Münze im alltäglichen werkthätigen Leben rechnen, sie nicht als zweifellose Thatsachen irgendwie in Anschlag und Betracht bringen; auch dürfen ihnen diejenigen Güter nicht aufgeopfert werden, ohne deren Unantastbarkeit und Heiligachtung kein staatsbürgerliches, noch geselliges Leben überhaupt möglich ist, als da sind: Leben, Eigenthum, Ehre und gesetzmäßige Freiheit unserer Mitmenschen. Was immer uns versucht, diese Grenze zu überschreiten, das gehört in das Gebiet der Schwärmerei und verbrecherischen Wahnes, das ist verwerflich, es mag übrigens in noch so fromme und heilige Vorwände, Deckmäntel und Namen sich hüllen.

Diesen Grundsatz müssen wir festhalten, um vor gefährlichen Selbsttäuschungen religiöser Art, vor dem verführerischen Einflusse der frommen Schwärmer oder vor den Schlingen der schlimmsten Gattung von Betrügern, welche nämlich mit Absicht und nüchternem Bewußtsein die Religiosität der Menschen, als Mittel ihres Ehrgeizes oder ihrer Habsucht, ausbeuten möchten, uns zu bewahren.

8) S. Kern des deutschen Kirchenliedes, herausgegeben von Dr. Friedrich Layriz. 1844. p. 290.

9) Die überschwengliche Fülle von Wesen, die in das irdische Dasein in jedem Augenblicke gerufen werden, von denen Milliarden, kaum geboren, noch ehe sie ihre natürliche Bestimmung erreicht haben, vom Tode weggerafft, wieder verschwinden, reimt sich nicht zum Besten mit der Lehre von einer Vorsehung, die mit gleicher, besonderer, unmittelbarer Fürsorge auf die Erhaltung aller Einzelwesen sich erstrecken soll. Waltet bei dieser fortwährenden Wesenfluth und Ebbe der Wille eines göttlichen Wesens ob, so kann es nur der Wille eines Gottes sein, der beständig in dem Falle ist, seine eigenen Absichten, wenigstens in Betreff der Einzelwesen, zurücknehmen, widerrufen und berichtigen zu müssen. Eine solche ewige Selbstberichtigung will aber wieder gar nicht übereinstimmen mit der theologischen Vorstellung von der Unfehlbarkeit der göttlichen Weisheit.

10) Was im Leben der meisten Verbrecher zu ihrem Unglücke namentlich auch eine große Rolle spielt, das ist ihre Dünkelhaftigkeit, in der sie sich für gescheidter halten als alle anderen Menschen. Die meisten Verbrecher wissen wohl, wenn sie im Begriffe sind, eine Uebelthat auszuführen, daß, was sie vorhaben, sittlich unrecht, daß es von den Gesetzen verpönt ist, daß Dieser und Jener der gesetzlich darauf stehenden Strafe ver-

fiel. Was verleitet sie gleichwohl die Bahn des Verbrechens zu betreten? Der dünkelhafte Wahn, in dem sie befangen sind, und der ihnen zuflüstert: „Deine Vorgänger haben das Handwerk nicht verstanden; du bist so dumm nicht wie sie; du weißt deine Sache schon so pfiffig anzufangen, daß du der Entdeckung und Bestrafung ganz gewiß entgehst.“ In diesem Wahne thun sie den ersten Schritt in das Gebiet des Verbrechens, und ist dieser etwa von einem glücklichen Erfolge begleitet, so steigert sich ihr Eigendünkel durch diese Aufmunterung gar leicht bis zur Dummdreistigkeit, wodurch sie sich so zu sagen selbst der menschlichen Strafgerechtigkeit früher oder später ausliefern.

Was den Wunder-Nimbus betrifft, in dem so Vielen die Entdeckungsgeschichte mancher Verbrechen gehüllt erscheint, so kommt hierbei auch noch die unruhige Hast, in der, wie natürlich, die meisten Verbrechen ausgeführt zu werden pflegen, in Anschlag. Diese unruhige Hast läßt dem Verbrecher keine Zeit, sich gehörig umzusehen, ob er auch wirklich von gar keinem Zeugen belauscht ist, läßt ihm keine Zeit, alle, auch die geringsten, verrätherischen Spuren seiner That zu beseitigen oder zu vertilgen. Vielen wollen die Entdeckungsgeschichten so mancher Verbrechen ohne göttliches Einwirken ganz undenkbar scheinen. Der Hauptschlüssel zu dem geheimnißvollen Wesen solcher Geschichten ist die der Natur des Verbrechens selbst innewohnende Nothwendigkeit, sich zu verrathen. Diese Nothwendigkeit muß man vor Allem den Menschen im Volksunterrichte zum Bewußtsein und zur Einsicht zu bringen suchen. Man wird dadurch besser und nachdrücklicher auf sie einwirken, als durch Hinweisung auf die göttliche Strafgerechtigkeit; denn die Menschen bereden sich nur zu gerne und zu leicht, daß letztere, nach Begehung eines Verbrechens, durch Gebet, Reue, Buße und Opfer wohl zu umgehen und zu begütigen sein dürfte, und daß die von Gott Begnadigten auch die menschliche Strafgerechtigkeit nicht mehr zu fürchten haben.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Feuerbach, Friedrich

Gedanken und Thatsachen ein Beitrag zur Verständigung über die wichtigsten Bedingungen des Menschenwohles

Hamburg 1862